

KAPITEL 1

Ushikawa

Am äußeren Rand des Bewusstseins

»Herr Ushikawa, würden Sie bitte nicht rauchen.«

Ushikawa sah den stämmigen kleinen Mann an, der ihm an seinem Schreibtisch gegenüber saß, und blickte dann auf die noch nicht angezündete Seven Star zwischen seinen Fingern.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, fügte der Mann höflich hinzu.

Ushikawa schaute verdutzt. Er schien sich zu fragen, wie die Zigarette überhaupt in seine Hand gekommen war.

»Selbstverständlich, entschuldigen Sie«, sagte er. »Der Griff zur Zigarette ist schon beinahe ein Reflex bei mir.«

Der stämmige kleine Mann bewegte das Kinn ruckartig etwa einen Zentimeter auf und ab, sah Ushikawa jedoch weiter gerade in die Augen. Letzterer steckte die Zigarette in die Schachtel zurück und verstaute sie in einer Schublade.

Der mit dem Pferdeschwanz lehnte, fast ohne den Rahmen zu berühren, in der Tür und musterte Ushikawa, als sei dieser ein Fleck an der Wand. *Diese Typen sind wirklich unheimlich*, dachte Ushikawa. Jetzt traf er schon das dritte Mal mit den beiden zusammen, aber ganz gleich, wie oft er ihnen noch begegnen würde, beunruhigend würde es immer bleiben.

Sie befanden sich in Ushikawas nicht allzu großem Büro.

Der untersetzte Mann mit dem kahlgeschorenen Schädel stellte die Fragen, während der mit dem Pferdeschwanz Ushikawa die ganze Zeit stumm und reglos anstarrte wie einer von diesen steinernen Löwenhunden, die die Tore von Shinto-Schreinen bewachen.

»Es sind jetzt drei Wochen vergangen«, sagte der Kahle.

Ushikawa überprüfte die Notiz auf seinem Tischkalender und nickte. »Stimmt. Genau heute vor drei Wochen haben wir uns das letzte Mal gesehen.«

»In der ganzen Zeit haben Sie uns nicht einmal Bericht erstattet. Obwohl wir uns, wie ich Ihnen bereits erklärt hatte, in einem Wettlauf gegen die Zeit befinden.«

»Ich weiß«, sagte Ushikawa und spielte nun statt mit der Zigarette mit seinem goldenen Feuerzeug. »Wir dürfen keine Zeit vergeuden. Darüber bin ich mir durchaus im Klaren.«

Der Kahlkopf wartete darauf, dass Ushikawa fortfuhr.

»Aber häppchenweise Informationen zu liefern entspricht nicht meiner Arbeitsweise. Hier ein bisschen und da ein bisschen – das widerstrebt mir. Ich muss zuerst die Dinge im Zusammenhang sehen und sie auch mal von der anderen Seite betrachten, um mir ein vollständiges Bild machen zu können. Es mag selbstgefällig klingen, aber das ist eben mein persönlicher Stil. Voreilige Schlüsse bringen häufig mehr Schaden als Nutzen, Herr Onda.«

Der mit Onda Angesprochene musterte ihn kalt. Ushikawa wusste, dass dieser Mann keinen positiven Eindruck von ihm hatte. Was ihm allerdings kaum etwas ausmachte. Solange Ushikawa denken konnte, hatte er eigentlich nie irgendwo einen guten Eindruck gemacht. Für ihn war das ein ganz alltäglicher Zustand. Weder seine Eltern noch seine Geschwister hatten viel für ihn übrig gehabt, seine Lehrer und seine Mit-

schüler ebenso wenig. Nicht einmal seine Frau und seine Töchter hatten ihn gemocht. Wahrscheinlich hätte es ihn sogar beunruhigt, wenn ihn plötzlich jemand sympathisch gefunden hätte. Abneigung dagegen ließ ihn völlig kalt.

»Herr Ushikawa, wir möchten Ihren Stil nach Möglichkeit respektieren. Bisher haben wir das auch immer getan. Aber diesmal ist es etwas anderes. Wir haben leider nicht die Zeit zu warten, bis Sie alle Fakten beisammen haben.«

»Gewiss, Herr Onda. Andererseits drehen Sie ja auch nicht nur Däumchen und warten darauf, dass ich mich bei Ihnen melde«, sagte Ushikawa. »Bestimmt haben Sie parallel zu meinen Nachforschungen Ihre eigenen angestellt.«

Onda gab keine Antwort. Seine Lippen blieben fest versiegelt. Auch seine Miene änderte sich nicht. Doch Ushikawa wusste, dass keine Antwort auch eine Antwort war. Die beiden hatten der Frau in den vergangenen drei Wochen auf anderem Wege nachgespürt als er. Aber sie hatten keinen Erfolg gehabt, weshalb das unheimliche Paar wieder bei ihm aufgetaucht war.

»Eine Schlange erkennt die andere«, sagte Ushikawa mit ausgebreiteten Händen, als würde er sie in ein erfreuliches Geheimnis einweihen. »In Wahrheit bin ich eine Schlange. Vielleicht sehe ich nicht besonders gut aus, aber mein Geruchssinn ist unschlagbar. Ich bin imstande, auch die schwächste Witte- rung aufzunehmen und zu verfolgen. Aber wie es der Natur der Schlange entspricht, kann ich nur nach meiner Methode und in meinem Tempo arbeiten. Mir ist völlig klar, wie entscheidend der Zeitfaktor ist; dennoch bitte ich Sie, noch ein wenig zu warten. Mangelnde Geduld kann alles verderben.«

Onda beobachtete gelassen, wie Ushikawa sein Feuerzeug in den Händen drehte. Schließlich hob er den Kopf. »Ich möchte Sie bitten, uns mitzuteilen, was Sie bisher herausgefunden haben, auch wenn Ihre Erkenntnisse noch bruchstückhaft sind. Wir verstehen Ihre Situation, aber wir müssen unseren Vorgesetzten wenigstens ein paar konkretere Ergebnisse liefern. Wir verlieren sonst unser Gesicht. Außerdem ist die Lage, in der Sie sich befinden auch keineswegs erquicklich, Herr Ushikawa.«

Diese Typen können einen ganz schön in die Enge treiben, dachte Ushikawa. Man hatte sie zu Leibwächtern des Leaders gemacht, weil sie ausgebildete Kampfsportler waren. Aber dann wurde ihr Schutzbefohlener direkt vor ihrer Nase ermordet. Oder nein, dafür, dass es ein Mord gewesen war, gab es keinen unmittelbaren Beweis. Sekteneigene Ärzte hatten die Leiche untersucht, aber keine äußeren Verletzungen feststellen können. Allerdings gab es auf dem Gelände der Vorreiter nur eine ziemlich einfach ausgestattete Krankenstation. Hinzu kam, dass sie unter Zeitdruck gestanden hatten. Eine gründlichere Autopsie durch einen Spezialisten hätte vielleicht etwas ergeben. Aber dafür war es mittlerweile zu spät. Die Vorreiter hatten den Leichnam bereits in aller Heimlichkeit in ihrem Hauptquartier entsorgt.

Auf alle Fälle waren die beiden Leibwächter durch ihr Unvermögen, den Leader zu schützen, in eine heikle Lage geraten. Daher war es nun ihre Pflicht und Schuldigkeit, die ver-

schwundene Frau ausfindig zu machen, und wenn sie dazu jeden Stein in ganz Japan einzeln umdrehen mussten. Aber bisher hatten sie keine konkreten Anhaltspunkte. Sie besaßen zwar die für ihre Aufgaben als Bodyguards erforderlichen Voraussetzungen, aber um eine Person aufzuspüren, die vorsätzlich ihre Spuren verwischte, fehlte ihnen das Know-how.

»Einverstanden«, sagte Ushikawa. »Ich erzähle Ihnen, was ich bislang herausgefunden habe, aber es sind eben nur Bruchstücke, die noch kein Gesamtbild ergeben.«

Onda kniff kurz die Augen zusammen. Dann nickte er. »Das genügt. Ein paar Dinge wissen wir auch. Vielleicht sind sie Ihnen ebenfalls bekannt, vielleicht auch nicht. Am besten, wir tauschen unsere Erkenntnisse aus.«

Ushikawa legte das Feuerzeug beiseite und verschränkte die Hände auf dem Schreibtisch. »Also, beginnen wir von vorn: Eine junge Frau namens Aomame wurde in eine Suite im Hotel Okura bestellt. Sie sollte ein Muskelstretching bei dem Leader Ihrer Religionsgemeinschaft durchführen. An diesem Abend, es war Anfang September, ging ein heftiges Unwetter über der Innenstadt nieder. Nachdem die junge Frau den Leader etwa eine Stunde lang allein in seinem Zimmer massiert hatte, ging sie. Der Leader sei eingeschlafen, sagte die Frau und riet Ihnen, ihn etwa zwei Stunden lang nicht zu stören. Woran Sie sich auch hielten. Allerdings schlief der Leader zu diesem Zeitpunkt nicht, sondern war bereits tot. Sein Körper wies keinerlei äußere Verletzungen auf. Anscheinend war er an plötzlichem Herzversagen gestorben. Doch unmittelbar darauf verschwand die Frau. Zuvor war sie bereits aus ihrer Wohnung ausgezogen, und am folgenden Tag erhielt das Sportstudio, in dem sie gearbeitet hatte, ihr Kündigungsschreiben. Die Sache scheint bis ins Detail geplant gewesen zu sein. Ausge-

schlossen, dass das nur Zufälle waren. Die Indizien lassen keinen anderen Schluss zu, als dass diese Aomame den Leader vorsätzlich umgebracht hat.«

Onda nickte. Bis dahin hatte er nichts einzuwenden.

»Ihre Aufgabe ist es nun, die Wahrheit herauszufinden. Und deshalb müssen Sie diese Frau unbedingt kriegen.«

»Wenn diese Aomame ihn wirklich getötet hat, wie wir vermuten, müssen wir den Grund dafür und sämtliche Einzelheiten in Erfahrung bringen.«

Ushikawa betrachtete seine auf dem Tisch verschränkten Finger, als handle es sich um eine erstaunliche Kuriosität. Dann sah er seinem Gegenüber ins Gesicht.

»Aomames familiären Hintergrund haben Sie ja bereits überprüft. Die Familie gehört den Zeugen an. Die Eltern sind noch eifrig dabei, und der vierunddreißigjährige Bruder hat sogar einen Posten in der Hauptstelle in Odawara. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Seine Frau ist ebenfalls treues Mitglied der Zeugen. Aomame ist als einzige ausgetreten. Sie ist eine ›Abtrünnige‹, wie sie es nennen. In der Folge kam es zum Bruch, und sie hat seit fast zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr zu ihrer Familie. Ich halte es für ausgeschlossen, dass Aomame von ihren Verwandten versteckt gehalten wird. Sie hat mit elf Jahren jede Verbindung abgebrochen und seither weitgehend für sich selbst gesorgt. Eine Zeitlang hat sie im Haus eines Onkels gewohnt, ist aber seit der Oberschule ganz unabhängig. Hut ab. Eine beherzte Frau.«

Der Kahlkopf schwieg. All dies war ihm wohl längst bekannt.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Zeugen in die Sache verwickelt sind. Sie sind doch für ihre pazifistische und gewaltlose Überzeugung bekannt. Höchst unwahrscheinlich, dass sie dem Leader nach dem Leben trachteten. Da würden Sie mir doch zustimmen?«

Onda nickte. »Nein, die Zeugen haben nichts damit zu tun. Das wissen wir. Wir haben den Bruder befragt. Sicherheitshalber. Aber er hatte überhaupt keine Ahnung.«

»Haben Sie ihm wenigstens die Nägel ausgerissen? Sicherheitshalber?«, fragte Ushikawa.

Onda ignorierte die Frage.

»Jetzt machen Sie doch nicht so ein grimmiges Gesicht«, sagte Ushikawa. »Das war nur ein Scherz. Zugegeben, ein schlechter. Sie wissen doch, dass ich überzeugter Pazifist bin und jegliche Art der Gewaltanwendung ablehne. Na schön, der Bruder hatte also keinen blassen Dunst, was Aomame tut oder wo sie sich aufhält. Das heißt, sie steht weder in Verbindung mit ihrer Familie noch mit den Zeugen, was aber noch lange nicht bedeutet, dass sie die Sache allein durchgezogen hat. Ohne Helfer hätte sie einen so ausgefeilten Plan nicht ausführen können. Irgendjemand hat dieses raffinierte Setup geschaffen, und sie ist seinen Anweisungen kaltblütig gefolgt. Anschließend hat sie sich wie durch Hexerei in Luft aufgelöst. Dahinter muss eine Menge Geld und Einfluss stecken. Die Person oder die Organisation, die hinter Aomame steht, wollte den Leader unter allen Umständen aus dem Weg räumen. Aus

welchen Gründen auch immer. Die Sache war also bis ins Kleinste geplant. Auch in diesem Punkt sind wir uns einig?»

Onda nickte. »Im Großen und Ganzen.«

»Dummerweise haben wir keine Ahnung, um welche Organisation es sich handeln könnte«, sagte Ushikawa. »Sie haben natürlich auch Aomames Bekanntenkreis und ihr ganzes Umfeld unter die Lupe genommen?«

Onda nickte schweigend.

»Auch wenn man eigentlich nicht von einem Bekanntenkreis sprechen kann«, sagte Ushikawa. »Offenbar hat sie keine Freunde und auch keinen Liebhaber. Ihr Umgang mit den Kollegen ist normal, beschränkt sich aber auf den Arbeitsplatz, außerhalb ist sie mit niemandem persönlich bekannt. Ich konnte zumindest nichts finden. Bei einer gesunden jungen Frau, die gar nicht so übel aussieht, kommt man da schon ins Grübeln, oder?«

Ushikawa sah den Mann mit dem Pferdeschwanz an, der die ganze Zeit über weder seine Haltung noch seine Miene verändert hatte. Allerdings war sein Gesicht von vorneherein so ausdruckslos, dass es vielleicht auch nicht viel zu verändern gab. Ushikawa fragte sich, ob dieser Mann einen Namen hatte. Es hätte ihn kaum überrascht, wenn nicht.

»Sie beide sind die einzigen, die Aomame gesehen haben«, sagte Ushikawa. »Ist Ihnen irgendetwas Besonderes an ihr aufgefallen?«

Onda schüttelte leicht den Kopf. »Wie Sie schon sagten, sie ist an sich eine attraktive junge Frau. Aber keine aufsehenerregende Schönheit. Sie wirkte ruhig, gelassen und selbstbewusst. Sie schien sehr überzeugt von ihren beruflichen Fähigkeiten. Ansonsten ist mir nichts Besonderes an ihr aufgefallen, auch äußerlich nicht. An ihr Gesicht kann ich mich kaum erin-

nern. Es ist schon fast seltsam.«

Ushikawa sah den Mann mit dem Pferdeschwanz an. Vielleicht hatte er etwas hinzuzufügen. Doch wie immer blieb er völlig unbewegt.

Ushikawas wandte den Blick wieder dem Kahlen zu. »Sie haben natürlich überprüft, mit wem Aomame in den letzten Monaten telefoniert hat?«

Onda schüttelte den Kopf. »Nein, bisher nicht.«

»Das rate ich Ihnen aber dringend.« Ushikawa lächelte. »Man glaubt nicht, wo so ein Mensch überall anruft und von wo aus er angerufen wird. Sie brauchen nur seine Telefonate zu verfolgen, und sein Leben liegt vor Ihnen wie ein offenes Buch. Selbst Aomame ist da keine Ausnahme. Es ist nicht ganz einfach, Aufzeichnungen über private Telefonate in die Hände zu bekommen, aber unmöglich ist es nicht. Ich sag's ja, eine Schlange kennt die andere.«

Schweigend wartete Onda darauf, dass er fortfuhr.

»Aus den Aufzeichnungen von Aomames Telefonaten lassen sich einige Fakten herauslesen. Es ist untypisch für eine Frau, aber Aomame telefoniert offenbar nicht gern. Ihre wenigen Gespräche sind in der Regel sehr kurz. Die meisten hat sie mit dem Sportstudio geführt, aber da sie auch freiberuflich gearbeitet hat, geht es bei einigen um Privatstunden. Mit diesen Klienten hat sie offenbar direkt verhandelt und auch die Termine selbst mit ihnen abgesprochen. Keines dieser Telefonate erscheint irgendwie verdächtig.«

Hier machte Ushikawa eine Pause, musterte seine nikotin-gelben Finger von allen Seiten und dachte ans Rauchen. In Gedanken zündete er sich eine Zigarette an, zog daran und stieß den Rauch aus.

»Bis auf zwei Ausnahmen. Erstens hat sie zweimal bei der Polizei angerufen. Keine Notrufnummer, sondern die Verkehrspolizei im Revier Shinjuku. Außerdem hat sie selbst mehrere Anrufe von dort erhalten. Aomame fährt nicht Auto, und Polizisten nehmen keine privaten Trainingsstunden in teuren Sportstudios. Also ist sie wahrscheinlich mit jemandem aus diesem Revier persönlich bekannt. Mit wem, weiß ich nicht. Zweitens wurde sie mehrmals von einer nicht identifizierbaren Nummer angerufen. Es waren immer lange Gespräche. Sie selbst hat nie dort angerufen. Es war unmöglich, diese Nummer zurückzuverfolgen. Natürlich gibt es Geheimnummern, aber mit etwas Mühe kann man den dazugehörigen Namen in der Regel herausfinden. Bei dieser wollte es mir jedoch partout nicht gelingen. Die Nummer ist unentschlüsselbar. Das zu erreichen ist fast unmöglich.«

»Das heißt, diese Person vermag das Unmögliche.«

»So ist es. Auf alle Fälle hat da ein Profi die Finger im Spiel.«

»Noch eine Schlange«, sagte Onda.

Ushikawa rieb sich mit der flachen Hand über den unregelmäßigen Schädel und grinste. »Genau. Noch eine Schlange. Ein würdiger Gegner.«

»Es wird immer klarer, dass Aomames Hintermänner Profis sein müssen.«

»Ja, Aomame muss einer Organisation angehören. Und diese Leute sind keine Anfänger.«

Onda beobachtete Ushikawa unter halbgeschlossenen Lidern hervor. Dann wandte er sich um und wechselte einen Blick mit dem Pferdeschwanz, der zum Zeichen, dass er verstanden hatte, einmal kurz nickte.

»Und jetzt?«, fragte Onda.

»Jetzt«, sagte Ushikawa, »bin ich an der Reihe, Fragen zu stellen. Haben Sie mir etwas Wissenswertes mitzuteilen? Fällt Ihnen vielleicht irgendjemand ein, der es auf Ihren Leader abgesehen hatte?«

Onda zog seine langen, geraden Augenbrauen zu einer Linie zusammen. Über seiner Nase bildeten sich drei Falten.

»Herr Ushikawa, ich bitte Sie. Wir sind eine religiöse Gemeinschaft. Wir streben nach innerem Frieden und geistigen Werten. Wir leben im Einklang mit der Natur und bestellen unsere Felder. Unser alltägliches Leben ist der Meditation und Askese gewidmet. Wer sollte uns feindlich gesinnt sein? Und welchen Vorteil sollte er daraus ziehen?«

Ein vages Lächeln umspielte Ushikawas Mundwinkel. »Fanatische Menschen gibt es überall. Niemand weiß, was sie bewegt und was sie denken. Ist es nicht so?«

»Ich haben Ihnen jedenfalls in dieser Hinsicht nichts zu berichten«, erwiderte Honda ausdruckslos, ohne die Ironie in Ushikawas Worten zu beachten.

»Wie ist es mit Akebono? Gibt es da noch versprengte Reste?«

Onda schüttelte wieder – diesmal entschieden – den Kopf. Unmöglich. Die Vorreiter hatten die Akebono-Gruppe kompromisslos zerschlagen. Da war keiner übriggeblieben.

»Also gut. Es gibt nichts, das ich wissen müsste. Aber Tatsache ist doch, dass irgendjemand, irgendeine Organisation, Ihrem Leader nach dem Leben getrachtet und ihn umgebracht

hat. Auf raffinierteste Weise. Und sich dann quasi in Luft aufgelöst hat. Das können Sie nicht leugnen.«

»Und wir müssen die Hintergründe aufklären.«

»Ohne die Polizei einzuschalten.«

Onda nickte. »Es ist unser Problem, nicht das der Justiz.«

»Gut. Ihr Problem. Ganz klar. Leicht verständlich«, sagte Ushikawa. »Eine Frage möchte ich Ihnen noch stellen.«

»Bitte«, sagte Onda.

»Wie viele Personen in Ihrer Gemeinschaft wissen, dass der Leader tot ist?«

»Ich und mein Kollege«, sagte Onda. »Dann die beiden Männer, die uns geholfen haben, seine sterbliche Hülle fortzuschaffen. Sie sind uns unterstellt. Sonst wissen nur noch unsere fünf obersten Führer davon. Das macht neun. Die drei Priesterinnen haben wir noch nicht eingeweiht. Aber sie werden bald davon erfahren. Da sie sich stets in der Nähe des Leaders aufhalten, wird man sein Ableben nicht lange vor ihnen verbergen können. Und dann Sie, Herr Ushikawa. Sie wissen es auch.«

»Insgesamt also dreizehn Personen.«

Onda schwieg.

Ushikawa seufzte. »Darf ich Ihnen meine ehrliche Meinung sagen?«

»Bitte.«

»Eigentlich ist es müßig, noch davon anzufangen, aber Sie hätten sofort, als sie den Tod des Leaders entdeckt haben, die Polizei rufen und ihn offiziell bekanntgeben sollen. Einen so schwerwiegenden Vorfall kann man auf Dauer nicht geheimhalten. Ein Geheimnis, das mehr als zehn Personen kennen, ist kein Geheimnis mehr. Aber jetzt können Sie nicht mehr zurück.«

Der kahlgeschorene Mann verzog keine Miene. »Das zu beurteilen ist nicht meine Aufgabe. Ich folge nur meinen Befehlen.«

»Und wessen Aufgabe ist es?«

Keine Antwort.

»Die eines Stellvertreters?«

Onda schwieg beharrlich weiter.

»Na gut«, sagte Ushikawa. »Jedenfalls haben Sie auf Befehl von oben die Leiche des Leaders heimlich beiseitegeschafft. Solche Befehle gelten in Ihrer Organisation als absolut. Doch nach dem Gesetz haben Sie eine Straftat begangen, nämlich illegal eine Leiche beseitigt. Es ist sogar ein ziemlich schweres Vergehen. Aber das wissen Sie natürlich.«

Onda nickte.

Wieder stieß Ushikawa einen tiefen Seufzer aus. »Und für den Fall, dass die Polizei zufällig doch Wind davon bekommen sollte, halten Sie mich bitte raus. Ich habe nichts vom Tod des Leaders gewusst. Schließlich will ich keine Strafsache am Hals haben.«

»Schon gut, Herr Ushikawa, Sie wussten von nichts. Wir haben Sie lediglich als privaten Ermittler damit beauftragt, herauszufinden, wo diese Frau namens Aomame sich aufhält. Das ist nicht gegen das Gesetz.«

»Das genügt. Ich weiß von nichts«, sagte Ushikawa.

»Uns wäre es auch lieber gewesen, keinen Außenstehenden einzuweihen. Aber dadurch, dass wir Sie auf Aomame angesetzt hatten, waren Sie ja bereits in die Sache verwickelt, Herr Ushikawa. Wir brauchen Ihre Unterstützung bei der Suche nach ihr. Wir rechnen mit Ihrer Verschwiegenheit.«

»Diskretion ist die Basis meines Berufs. Da können Sie ganz unbesorgt sein. Aus meinem Mund erfährt niemand ein Sterbenswörtchen.«

»Wenn etwas nach außen dringt, und wir finden heraus,

dass Sie nicht dichtgehalten haben, wird es sehr ungemütlich für Sie.«

Ushikawa senkte den Blick auf den Schreibtisch und betrachtete abermals seine kurzen, dicken Finger. Er sah aus, als sei er überrascht, dort zufällig seine Hände zu entdecken.

»Ungemütlich«, wiederholte er und blickte auf.

Onda kniff nur die Augen zusammen. »Wir müssen den Tod des Leaders unter allen Umständen geheimhalten. Und dabei können wir nicht wählerisch sein, was unsere Mittel angeht.«

»Bei mir ist Ihr Geheimnis sicher. Sie können wirklich ganz beruhigt sein«, sagte Ushikawa. »Bisher ist unsere Zusammenarbeit doch immer gut verlaufen. Wie viele diskrete Angelegenheiten habe ich schon für Sie erledigt. Mitunter war das gar nicht so einfach. Und Sie haben mich stets großzügig entlohnt. Mein Mund ist doppelt versiegelt. Ich bin zwar nicht religiös, aber ich habe Ihrem verstorbenen Leader persönlich viel zu verdanken und werde alles tun, was in meiner Macht steht, um diese Aomame zu finden. Mich bemühen, alles über die Hintergründe dieser grauenhaften Tat in Erfahrung zu bringen. Ich werde mein Bestes geben. Haben Sie also bitte noch etwas Geduld. Sicher habe ich bald gute Nachrichten für Sie.«

Onda veränderte seine Sitzhaltung ein wenig. Wie als Reaktion darauf verlagerte auch der Pferdeschwanz ganz leicht sein Gewicht von einem Bein auf das andere.

»Ist das alles, was Sie uns momentan mitteilen können?«, fragte Onda.

Ushikawa dachte kurz nach. »Wie gesagt, Aomame hat zwei Mal bei der Verkehrspolizei in Shinjuku angerufen und wurde selbst mehrmals von dort zurückgerufen. Den Namen der anderen Person kenne ich noch nicht. Bestimmt ist sie bei

der Polizei, und die würde ihn auf direkte Anfrage sowieso nicht preisgeben. Allerdings hatte ich damals eine Art Geistesblitz. Irgendetwas war mit der Verkehrspolizei in Shinjuku gewesen. Ich grübelte wie verrückt. Was war das nur? Irgendetwas hatte sich am Rand meines kümmerlichen Gedächtnisses festgesetzt. Es dauerte ziemlich lange, bis mir einfiel, was es war. Das Alter ist wirklich eine Plage. Das Gedächtnis lässt immer mehr nach. Früher funktionierte es wie geschmiert. Jedenfalls ist es mir dann vor ungefähr einer Woche endlich eingefallen.«

Ushikawa machte eine effektvolle Pause und lächelte triumphierend. Der Kahle wartete geduldig darauf, dass er fortfuhr.

»Letzten August ist eine junge Polizistin aus ebendiesem Revier in einem Love Hotel in Shibuya-Maruyama tot aufgefunden worden. Erdrosselt. Splitternackt und mit ihren eigenen Handschellen gefesselt. Natürlich war das ein Riesenskandal. Aomames Telefonate mit diesem Revier konzentrieren sich auf einige Monate vor diesem Ereignis. Danach fand kein einziges mehr statt. Was meinen Sie? Ist das nicht ein seltsamer Zufall?«

Onda schwieg eine Weile. »Sie meinen also, die Person, mit der Aomame telefoniert hatte, könnte die ermordete Polizistin gewesen sein?«

»Sie hieß Ayumi Nakano und war sechsundzwanzig Jahre alt. Ein hübsches Ding. Ihr Vater und ihr älterer Bruder sind ebenfalls bei der Polizei. Ayumi galt als ausgezeichnete Polizistin. Ihre Kollegen ermitteln natürlich, aber den Mörder haben sie bisher nicht gefunden. Entschuldigen Sie die Frage, aber wissen Sie vielleicht Näheres darüber?«

Onda blitzte Ushikawa mit seinen harten, kalten Gletscher-
augen böse an. »Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte er
schneidend. »Denken Sie vielleicht, wir hätten etwas mit die-
sem Verbrechen zu tun, Herr Ushikawa? Jemand von uns hätte
diese Polizistin in ein zwielichtiges Hotel gelockt, mit Hand-
schellen gefesselt und erwürgt?«

Ushikawa schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf.
»Aber nein, das ist doch absurd. So etwas würde ich niemals
denken. Ich wollte wirklich nur fragen, ob Sie etwas darüber

wissen, mehr nicht. Irgendetwas. Denn jede auch noch so kleine Spur könnte wertvoll sein. So sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, ich komme einfach auf keinen Zusammenhang zwischen dem Tod der Polizistin in dem Love Hotel in Shibuya und dem Mord an Ihrem Leader.«

Onda musterte Ushikawa abschätzig. Langsam stieß er den angehaltenen Atem aus. »Also gut«, sagte er. »Ich werde Ihren Bericht nach oben weiterleiten.« Er nahm ein Heft hervor und machte sich Notizen. »Ayumi Nakano. 26 Jahre alt. Shinjuku Verkehrspolizei. Eventuell Beziehung zu Aomame.«

»Genau.«

»Noch etwas?«

»Ja, eine Sache möchte ich unbedingt noch wissen. Irgendjemand aus Ihrer Gemeinschaft muss Aomame doch ins Gespräch gebracht haben. Wer hat als Erster erwähnt, dass in Tokio eine kompetente Trainerin und Stretching-Expertin dieses Namens lebt? Später war ich – Sie sagten es bereits – damit beauftragt, sie und ihr Umfeld zu durchleuchten. Ich will mich gar nicht herausreden, aber ich bin, wie es meine Art ist, der Sache sehr gewissenhaft nachgegangen. Dennoch habe ich keinerlei Ungereimtheiten oder Verdachtsmomente entdeckt. Sie war durch und durch sauber. Daraufhin haben Sie sie in die Suite im Hotel Okura bestellt. Was dann geschah, wissen wir. Aber wer hat Ihnen diese Frau eigentlich empfohlen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht?« Ushikawa zog ein Gesicht wie ein Kind, das ein unverständliches Wort gehört hat. »Jemand aus dem inneren Kreis Ihrer Gemeinschaft hat Aomame erwähnt, und Sie können sich nicht erinnern, wer das war? Im Ernst?«

»So ist es«, sagte Onda mit unbewegter Miene.

»Das ist doch sehr verwunderlich«, sagte Ushikawa in ei-

nem Tonfall, der deutlich machte, wie sehr es ihn verwunderte.

Onda schwieg.

»Äußerst rätselhaft, finden Sie nicht? Plötzlich taucht irgendwann wie aus dem Nichts ihr Name auf. Sie hat sich quasi von selbst empfohlen?«

»Offen gesagt war es der Leader, dem von Anfang sehr an dieser Begegnung gelegen war.« Onda wählte seine Worte mit Bedacht. »Tatsächlich waren innerhalb der Führung einige der Ansicht, dass es nicht ungefährlich sei, sich auf diese Weise in die Hände einer Unbekannten zu begeben. Als seine Leibwächter teilten wir diese Meinung natürlich. Aber der Leader selbst machte sich gar keine Gedanken. Er bestand einfach darauf.«

Ushikawa nahm wieder sein Feuerzeug zur Hand, öffnete den Deckel und zündete es an, als wolle er es ausprobieren. Dann schloss er es sofort wieder.

»Soweit ich weiß, war Ihr Leader ein äußerst umsichtiger Mensch«, sagte er.

»Das stimmt. Er war extrem aufmerksam und immer auf der Hut.« Tiefes Schweigen folgte.

»Ich möchte noch etwas fragen«, sagte Ushikawa. »Es geht um Tengo Kawana. Er hatte eine Affäre mit einer älteren verheirateten Frau. Sie kam einmal in der Woche zu ihm in die Wohnung, um intim mit ihm zu sein. Wenn man jung ist, kann so etwas ja mal vorkommen. Doch eines Tages erhielt Herr Kawana plötzlich einen Anruf vom Ehemann der Dame. Dieser teilte ihm mit, seine Frau könne ihn künftig nicht mehr aufsuchen. Seither ist jeder Kontakt zu ihr abgerissen.«

Onda zog die Brauen zusammen. »Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen. Ist Tengo Kawana irgendwie in den Vorfall verwickelt?«

»Das ist noch nicht geklärt. Jedenfalls fürchtet er, dass dieser Dame etwas passiert sein könnte. Sie hätte ihn ja wenigstens einmal anrufen können. Wo sie doch bisher eine intime Beziehung hatten. Aber sie verschwindet mir nichts, dir nichts, ist wie vom Erdboden verschluckt. Ich frage nur zur Sicherheit, weil es mir unangenehm ist, mit so etwas zu tun zu haben – wissen Sie etwas darüber?«

»Mir ist nicht das geringste über diese Dame bekannt«, sagte Onda gleichgültig. »Kyoko Yasuda. Hatte eine Beziehung mit Tengo Kawana.«

»Sie ist zehn Jahre älter als er und verheiratet.«

Onda trug auch das in sein Heft ein. »Ich werde meinen Vorgesetzten davon Meldung machen.«

»Gut«, sagte Ushikawa. »Ach ja, und was ist eigentlich mit Eriko Fukada. Wo ist sie?«

Onda hob das Gesicht und musterte ihn wie einen schiefhängenden Bilderrahmen. »Woher sollten wir wissen, wo Eriko Fukada sich aufhält?«

»Interessiert Sie das denn nicht?«

Onda schüttelte den Kopf. »Sie kann sich aufhalten, wo sie will, das geht uns nichts an. Sie ist ein freier Mensch.«

»Und für Tengo Kawana interessieren Sie sich auch nicht?«

»Er hat nichts mit uns zu tun.«

»Vor nicht allzu langer Zeit schienen Sie sich aber sehr für die beiden zu interessieren«, sagte Ushikawa.

Onda kniff einen Moment die Augen zusammen. »Im Augenblick konzentriert sich unser ganzes Interesse auf Aomame«, sagte er.

»Sie haben häufig wechselnde Interessen, nicht wahr?«

Onda verzog nur leicht die Lippen und würdigte ihn keiner Antwort.

»Haben Sie den Roman gelesen, den Eriko Fukada geschrieben hat, Herr Onda? *Die Puppe aus Luft*?«

»Nein. In unserer Gemeinschaft ist es nicht gestattet, andere als religiöse Schriften zu lesen.«

»Haben Sie die Bezeichnung ›Little People‹ schon einmal gehört?«

»Nein«, antwortete Onda wie aus der Pistole geschossen.

»Ich verstehe«, sagte Ushikawa.

Damit war das Gespräch beendet. Onda erhob sich langsam von seinem Stuhl und richtete den Kragen seines Jacketts. Der Pferdeschwanz entfernte sich von der Tür und machte einen Schritt nach vorn.

»Herr Ushikawa, ich wiederhole mich, aber der Zeitfaktor ist in dieser Angelegenheit entscheidend.« Onda sah von oben auf Ushikawa, der noch auf seinem Stuhl saß, herunter. »Wir

müssen Aomame so schnell wie möglich finden. Natürlich tun auch wir alles, was in unserer Macht steht, aber Sie müssen uns zuarbeiten. Wenn wir diese Frau nicht finden, stecken Sie auch mit drin. Sie sind der einzige Außenstehende, der unser Geheimnis kennt.«

»Viel Wissen bringt viel Verantwortung mit sich.«

»Ganz recht«, sagte Onda in emotionslosem Ton. Er drehte sich um und verließ, ohne sich noch einmal umzusehen, den Raum. Der Pferdeschwanz folgte ihm und zog geräuschlos die Tür hinter sich zu.

Kaum waren die beiden fort, zog Ushikawa die Schreibtischschublade auf und schaltete den Kassettenrekorder ab. Er öffnete den Deckel, nahm die Kassette heraus und schrieb mit Kugelschreiber Datum und Uhrzeit auf das Etikett. Die eleganten Schriftzeichen standen in Widerspruch zu seinem Äußeren. Er holte die Schachtel Seven Star aus der Schublade, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit seinem Feuerzeug an. Er nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch zur Decke. Das Gesicht nach oben gewandt, schloss er eine Weile die Augen. Als er sie wieder öffnete, warf er einen Blick auf die Wanduhr. Halb drei. *Diese Typen sind wirklich nicht gebeuer*, dachte Ushikawa wieder.

Wenn wir Aomame nicht finden, stecken Sie auch mit drin, hatte der Kahlkopf gesagt.

Zweimal war Ushikawa bisher im Hauptquartier der Vorreiter in den Bergen von Yamanashi gewesen. Damals hatte er auch den großen Brennofen in dem Wäldchen hinter den Anlagen gesehen. Er diente der Müllverbrennung, aber bei den hohen Temperaturen würde auch von einem menschlichen Leichnam nicht viel übrigbleiben. Ihm war klar, dass schon mehrere Leichen darin verbrannt worden waren. Die des Leaders war nur eine davon. Natürlich wollte Ushikawa nicht das gleiche Schicksal erleiden. Wenn er schon sterben musste, dann bitte auf eine etwas friedlichere Art.

Selbstverständlich gab es eine ganze Reihe von Fakten, die Ushikawa den beiden verschwiegen hatte. Es war nicht seine

Art, alle Karten auf den Tisch zu legen. Ein paar konnte man zeigen, aber die meisten deckte man lieber nicht auf. Vor allem brauchte er ein paar Trümpfe als Rückversicherung. Wie zum Beispiel die Kassette mit dem Gespräch, das er heimlich aufgezeichnet hatte. Ushikawa war ein Experte in diesem Spiel. Die Erfahrungen, die er gemacht hatte, unterschieden sich sehr von denen irgendwelcher junger Bodyguards.

Ushikawa kannte die Namen der Leute, denen Aomame Privatstunden gegeben hatte. Wenn man etwas Zeit investierte und ein gewisses Know-how besaß, kam man an die meisten Informationen heran. So hatte er herausgefunden, dass Aomame zwölf Personen auf privater Basis trainierte. Acht Frauen und vier Männer. Alle waren hochangesehene Leute und finanziell gutgestellt. Keiner von ihnen würde eine Mörderin dinge. Allerdings befand sich unter ihnen eine reiche, etwa siebzigjährige Dame, die eine Einrichtung für geschlagene Frauen gestiftet hatte. Sie hatte ein Gebäude auf ihrem eigenen ausgedehnten Grundstück für Opfer häuslicher Gewalt zur Verfügung gestellt und ließ die Unglücklichen dort wohnen.

An sich ein sehr hochherziges Unterfangen. Es war auch nichts Fragwürdiges daran. Und dennoch trat irgendetwas gegen den äußeren Rand von Ushikawas Bewusstsein. Und wenn das geschah, war er stets entschlossen, herauszufinden, was dieses Etwas war. Er besaß so etwas wie einen animalischen Geruchssinn und verließ sich sehr stark auf seine Instinkte. Ihnen war es zu verdanken, dass er schon mehrmals knapp dem Tode entronnen war. *Gewalt* war in diesem Fall vielleicht das Schlüsselwort. Auch diese alte Dame musste in irgendeiner Form mit Gewalt in Berührung gekommen sein und bot den Opfern von Gewalttaten nun großzügig ihre Hilfe an.

Ushikawa machte sich auf den Weg, um sich das Frauenhaus einmal anzusehen. Es befand sich in Azabu, einem der vornehmsten Viertel der Stadt. Das auf einer Anhöhe gelegene Holzgebäude war zwar alt, doch sehr stilvoll. Durch das Gittertor blickte man auf ein hübsches Blumenbeet und eine ausgedehnte Rasenfläche, die von einer großen, immergrünen Eiche beschattet wurde. In die Eingangstür war gemustertes Glas eingesetzt. Solche Häuser wurden in letzter Zeit immer seltener.

Allerdings war das Gebäude im Gegensatz zu seinem friedlichen Anblick äußerst scharf bewacht. Die hohen Mauern waren mit Stacheldraht versehen. Hinter einem soliden, fest verschlossenen Eisentor wachte ein deutscher Schäferhund, der sofort laut zu bellen begann, als Ushikawa sich näherte. Mehrere Überwachungskameras waren installiert. Auf der Straße vor dem Haus gab es so gut wie keine Fußgänger, und es wäre zu auffällig gewesen, sich länger dort aufzuhalten. In dem ruhigen Wohnviertel befanden sich sonst nur noch einige ausländische Botschaften. Ein Mann von Ushikawas verdächtigem Aussehen würde sofort angehalten und gefragt werden, was er dort zu suchen habe. Selbst für ein Frauenhaus hatten all diese Sicherheitsvorkehrungen etwas Übertriebenes, und Ushikawa nahm sich vor, so viel wie möglich darüber in Erfahrung bringen. Ganz gleich, wie streng die Bewachung war, er musste sie durchbrechen. Nein, je strenger sie war, desto notwendiger war es, dass er sie durchbrach. Er musste sich eine Strategie überlegen. Und wenn er sich dafür das Gehirn zermartern musste.

Er erinnerte sich an Ondas Reaktion, als er ihn nach den Little People gefragt hatte.

»Haben Sie die Bezeichnung ›Little People‹ schon einmal gehört?«

»Nein.«

Ondas Antwort war zu prompt gewesen. Hätte er bis dahin wirklich noch nie von den Little People gehört gehabt, dann hätte er zumindest einen Augenblick gezögert. Little People? Er hätte überlegt und dann geantwortet. Das wäre die normale Reaktion gewesen.

Onda musste schon einmal von den Little People gehört haben. Ob er nur wusste, was der Name bedeutete, oder ob er sie selbst kannte, war natürlich unklar. Aber gehört hatte er von ihnen.

Ushikawa drückte seine heruntergebrannte Zigarette aus. Eine Weile saß er in Gedanken versunken da, dann zündete er sich eine neue Zigarette an. Er hatte schon vor langer Zeit beschlossen, nicht mehr über die Möglichkeit nachzudenken, dass er Lungenkrebs bekommen könnte. Er brauchte die Wirkung des Nikotins, um sich zu konzentrieren. Man konnte das eigene Schicksal nicht einmal zwei oder drei Tage weit voraussagen. Warum sollte man sich also um den Zustand seiner Gesundheit in fünfzehn Jahren sorgen?

Als er die dritte Seven Star rauchte, hatte Ushikawa eine Idee.

Ja, dachte er, so könnte es gehen.

KAPITEL 2

Aomame

Allein, aber nicht einsam

Sobald es dunkel wurde, setzte Aomame sich auf den Balkon und sah hinüber zu dem kleinen Spielplatz jenseits der Straße. Diese tägliche Übung war von großer Bedeutung für sie, ja, sie war zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden. Sie saß auf ihrem Posten, ganz gleich, ob die Sonne schien, ob es bewölkt war oder ob es regnete. Es war inzwischen Oktober und schon recht kühl. An besonders kalten Abenden trug sie mehrere Schichten Kleidung übereinander, legte sich eine Decke über die Knie und trank heißen Kakao. Bis halb elf beobachtete sie die Rutschbahn, anschließend nahm sie genüsslich ein Bad und legte sich dann ins Bett.

Natürlich war es nicht ausgeschlossen, dass Tengo bei schönem Wetter einmal tagsüber auftauchte. Aber sie glaubte nicht daran. Falls er in den Park kam, würde es nach Einbruch der Dunkelheit geschehen, wenn die Straßenlaternen brannten und die Monde deutlich zu sehen waren. Es war jeden Tag der gleiche Ablauf, ohne Ausnahme. Aomame aß kurz zu Abend, kämmte sich die Haare und machte sich bereit, nach draußen zu gehen. Dort setzte sie sich auf den Gartenstuhl und richtete den Blick auf die Rutschbahn im abendlichen Park. Die Heckler & Koch und das kleine Fernglas von Nikon lagen stets

griffbereit neben ihr. Aus Furcht, Tengo könnte erscheinen, wenn sie gerade auf der Toilette war, trank sie nicht mehr als den Kakao.

Sie las nicht, und sie hörte auch keine Musik, sie starrte nur, unablässig lauschend, auf den Park. Dabei änderte sie ihre Haltung so gut wie nie. In klaren Nächten hob sie nur hin und wieder den Kopf, um sich zu vergewissern, ob es noch immer zwei Monde waren. Doch dann richtete sie ihren Blick sofort wieder auf die Rutschbahn. Sie beobachtete den Park, und die beiden Monde beobachteten sie.

Aber Tengo tauchte nicht auf.

Es waren nicht viele Menschen, die nachts in den Park kamen. Hin und wieder verirrten sich junge Liebespaare dorthin, setzten sich auf die Bank, hielten Händchen und tauschten kurze, nervöse Küsse wie zwei Vögelchen. Der Park war zu klein und zu gut beleuchtet. Meist gaben sie bald auf und gingen woanders hin. Manche kamen auch, um die öffentliche Toilette zu benutzen, und zogen enttäuscht (oder empört) von dannen, sobald sie erkannten, dass sie verschlossen war. Mitunter legte auch ein Angestellter auf dem Heimweg eine Rast ein und saß, vielleicht, um nüchtern zu werden, eine Weile mit hängendem Kopf auf der Bank. Am späten Abend kamen bisweilen einsame alte Leute, die ihre Hunde spazierenführten. Sowohl die Hunde als auch die alten Menschen wirkten gleichermaßen still, als hätten sie jede Hoffnung verloren.

Doch in der Regel war der Park verlassen. Nicht einmal eine Katze huschte hindurch. Nur das unpersönliche Licht der Laterne fiel auf die Schaukel, die Rutschbahn, den Sandkasten und das verschlossene Toilettenhäuschen. Beim Anblick dieser Szenerie hatte Aomame häufig das Gefühl, auf einem un-

bewohnten Planeten zurückgelassen worden zu sein. Es war wie in diesem Film, in dem die Welt nach dem Atomkrieg geschildert wurde. Wie hieß er noch mal? *Das letzte Ufer?*

Dennoch beobachtete sie weiter den Park. Mit aller Konzentration, wie ein Seemann, der ganz allein vom höchsten Mast die Weiten des Ozeans nach Fischschwärmen oder dem unheilvollen Schatten eines Periskops absucht. Ihre ganze Aufmerksamkeit war nur auf ein Ziel gerichtet: Tengo Kawana.

Aber womöglich lebte Tengo ja in einer anderen Stadt und hatte sich an jenem Abend nur zufällig hierher verirrt. In diesem Fall wäre die Aussicht, dass er den Park noch einmal aufsuchen würde, gleich Null. Doch Aomame glaubte nicht, dass es so war. Tengos Kleidung und sein ganzes Verhalten hatten so beiläufig gewirkt, als unternehme er einen kurzen Abendspaziergang durch die Nachbarschaft. Er war in den Park gekommen und auf die Rutschbahn geklettert. Vermutlich, um die Monde zu betrachten. Falls das stimmte, musste seine Wohnung von hier aus zu Fuß zu erreichen sein.

Im Stadtteil Koenji eine Stelle zu finden, von der aus man den Mond sehen konnte, war nicht ganz leicht. Die Gegend war flach, und es gab so gut wie kein höheres Gebäude, auf das man steigen konnte. Somit bot sich die Rutschbahn für eine Mondbetrachtung geradezu an. Der Park selbst war ruhig, und man wurde von niemandem gestört. Aomame war sicher, dass Tengo zurückkehren würde, um die Monde zu sehen. Doch sofort überkamen sie Zweifel. Vielleicht hatte er längst einen geeigneteren Aussichtspunkt auf einem Hochhaus gefunden.

Aomame schüttelte kurz und entschieden den Kopf. Sie durfte nicht zu viel grübeln. *Ich habe keine andere Wahl*, dachte sie, *als hier auszuharren und daran zu glauben, dass er zurückkommt. Ich sitze hier fest. Der Park ist der einzige Berührungspunkt zwischen ihm und mir.*

Aomame hatte nicht abgedrückt.

Es war Anfang September gewesen. Sie stand, in grelles Sonnenlicht getaucht, auf einem Pannestreifen der Stadtautobahn Nr. 3 und hatte den schwarzen Lauf ihrer Heckler & Koch im Mund. Sie trug ihr Kostüm von Junko Shimada und die hochhackigen Schuhe von Charles Jourdan.

Der Verkehr staute sich, und die Leute starrten sie aus ihren Autos an, ohne eine Ahnung zu haben, was vor sich ging. Die nicht mehr ganz junge Dame in dem silbernen Mercedes-Coupé. Sonnenverbrannte Männer, die von der Höhe ihres Lastwagens zu ihr hinunterschauten. Aomame beabsichtigte, sich vor aller Augen mit einer Neun-Millimeter das Gehirn wegzupusten. Für sie das einzige Mittel, sich aus dem Jahr 1984 herauszukatapultieren. Der Leader hatte ihr versprochen, im Austausch für ihr Leben Tengos Leben zu retten. Als Gegenleistung hatte er seinen eigenen Tod verlangt.

Aomame bedauerte es nicht sonderlich, sterben zu müssen. Wahrscheinlich war ihr Schicksal schon besiegelt gewesen, als sie in das Jahr 1984 hineingesogen worden war. Sie folgte nur dem unausweichlichen Lauf der Dinge. Was hatte es für einen Sinn, allein auf dieser unverständlichen Welt mit ihren zwei Monden zu leben, auf der Wesen wie die Little People über das Schicksal der Menschen bestimmten?

Aber am Ende hatte sie doch nicht abgedrückt. Hatte im letzten Augenblick den Zeigefinger ihrer rechten Hand vom Abzug genommen und den Lauf aus ihrem Mund gezogen. Hatte, wie ein Mensch, der vom Meeresgrund auftaucht, tief ein- und ausgeatmet. Um den gesamten Sauerstoff in ihrem Körper auszutauschen.

Dass Aomame sich gegen den Tod entschieden hatte, verdankte sie der Stimme, die sie aus der Ferne vernommen hatte.

Zunächst hatte völlige Stille sie umgeben. Als sie den Finger an den Abzug gelegt hatte, waren alle Geräusche um sie herum verstummt. Die Tiefe der Stille hatte sie an den Grund eines Schwimmbeckens erinnert. Der Tod hatte jegliche Düsterei und jeglichen Schrecken für sie verloren. Er war ihr so natürlich und selbstverständlich erschienen wie einem Embryo das Fruchtwasser. Nicht schlecht, hatte Aomame gedacht. Beinahe hatte sie sogar gelächelt. Dann hörte sie die Stimme.

Sie schien von irgendwo weither und aus einer fernen Zeit zu kommen. Sie konnte sich nicht an die Stimme erinnern, denn diese hatte auf ihrem langen, gewundenen Weg ihre spezifische Klangfarbe und ihre Eigenheiten verloren. Geblieben war nicht mehr als ein dumpfer Widerhall bar jeder ursprünglichen Bedeutung. Dennoch erkannte Aomame eine vertraute Wärme darin. Die Stimme schien ihren Namen zu rufen.

Aomame entspannte den Finger am Abzug und lauschte aufmerksam. Sie bemühte sich, die Worte zu verstehen, die die Stimme aussandte. Aber alles, was sie hörte oder zu hören glaubte, war ihr Name. Der Rest war nur ein dumpfes Heulen wie von einem Windstoß, der durch eine Höhle fährt. Bald entfernte sich die Stimme und verlor immer mehr an Deutlichkeit, bis sie schließlich ganz von der lautlosen Stille verschluckt wurde. Das Vakuum, das Aomame umgab, zerbarst, und mit einem Schlag kehrte der Lärm zurück. So, als habe man irgendwo einen Stöpsel herausgezogen. Ehe sie sich versah, hatte sie ihre innere Entschlossenheit zu sterben eingebüßt.

Vielleicht kann ich Tengo wiedersehen, dachte Aomame. In dem kleinen Park. Sterben kann ich auch danach noch. Nur einmal noch will ich mein Glück versuchen. Leben – und nicht sterben – beinhaltete zugleich die Möglichkeit, Tengo zu begegnen. *Ich will leben,* dachte sie entschlossen. Es war ein seltsames Gefühl. Hatte sie es überhaupt schon einmal verspürt?

Sie entspannte den Hahn ihrer Automatik, sicherte sie und packte sie wieder in ihre Schultertasche. Sie straffte ihren Rücken, setzte die Sonnenbrille auf und machte sich gegen den Verkehrsstrom auf den Weg zurück zu ihrem Taxi. Die Leute beobachteten schweigend, wie sie auf ihren hohen Absätzen die Autobahn entlangschritt. Sie brauchte nicht weit zu gehen. Das Taxi hatte sie ungeachtet des dichten Staus fast eingeholt.

Der Fahrer ließ die Scheibe herunter, als Aomane dagegen klopfte.

»Lassen Sie mich wieder einsteigen?«, fragte sie.

Der Fahrer zögerte. »Das war doch eine Waffe, die Sie sich da eben in den Mund gesteckt haben?«

»Ja.«

»Ist die echt?«

»Ach, kommen Sie.« Aomame kräuselte die Lippen.

Der Fahrer öffnete die Tür, und Aomame stieg ein. Sie nahm ihre Schulertasche ab, legte sie auf den Sitz und wischte sich mit einem Taschentuch über den Mund.

»Und? Gibt es da eine Treppe für Notfälle?«, fragte der Fahrer.

Aomame schüttelte den Kopf.

»Na also. Sonst hätte ich ja davon gehört«, sagte er. »Und jetzt? Wollen Sie noch immer zur Ausfahrt Ikejiri?«

»Ja, bitte«, sagte Aomame.

Der Fahrer öffnete sein Fenster, winkte mit der Hand und wechselte vor einem großen Bus auf die rechte Spur. Der Taxameter zeigte noch den gleichen Betrag an.

Aomame lehnte sich zurück. Ruhig atmend betrachtete sie die vertraute Esso-Reklametafel. Den Tankschlauch in der Pfote, wandte der Tiger ihr lächelnd sein Profil zu. »Pack den Tiger in den Tank«, stand da.

»Der Tiger im Tank«, flüsterte Aomame.

»Wie bitte?«, fragte der Fahrer mit einem Blick in den Rückspiegel.

»Nichts. Ich habe nur mit mir selbst gesprochen.«

Sie würde noch eine Weile am Leben bleiben und abwarten, wie die Dinge sich entwickelten. Zum Sterben war dann immer noch Zeit. Wahrscheinlich.

Als sie am Tag darauf einen Anruf von Tamaru erhielt, erklärte sie ihm, dass sie ihre Pläne geändert habe. Sie werde sich nicht von dort fortbewegen, sagte sie. Weder werde sie ihren Namen ändern, noch sich einer Operation unterziehen.

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Tamaru stellte im Geiste verschiedene Theorien auf.

»Das heißt, du willst nirgendwo anders hinziehen?«, fragte er dann.

»Genau«, antwortete Aomame knapp. »Ich will noch eine Weile hierbleiben.«

»Die Wohnung ist als Langzeitversteck nicht geeignet.«

»Wenn ich mich ruhig verhalte und nicht rausgehe, wird mich schon keiner finden.«

»Wir sollten diese Leute nicht unterschätzen. Sie könnten dein Umfeld ausspionieren und dir dadurch auf die Spur kommen. Dann könnte es auch für mich gefährlich werden.«

»Tut mir leid. Aber ich brauche noch etwas Zeit.«

»*Etwas Zeit* klingt ziemlich vage«, sagte Tamaru.

»Genauer kann ich es leider nicht sagen.«

Tamaru überlegte. Aus Aomames Ton schloss er, dass es ihr ernst war.

»Ich bin ein Mensch, für den seine berufliche Stellung absoluten Vorrang hat. Das weißt du doch?«

»Ja.«

Wieder verfiel Tamaru in Schweigen.

»In Ordnung«, sagte er schließlich. »Damit ich dich nicht falsch verstehe: Du hast sicher einen Grund für diesen Entschluss?«

»Ja, habe ich«, sagte Aomame.

Tamaru räusperte sich kurz in den Hörer. »Wie gesagt, von unserer Seite aus steht der Plan, und alles ist vorbereitet. Wir

bringen dich an einen sicheren, entfernten Ort, tilgen jede Spur von dir, ändern deinen Namen und dein Gesicht. Wir machen einen – ich sage nicht völlig, aber beinahe völlig – anderen Menschen aus dir. Darüber sind wir uns wohl einig.«

»Ja, natürlich. Nicht, dass ich Einwände gegen den Plan an sich hätte. Es hat sich nur etwas Unerwartetes ereignet. Und für mich ist es lebensnotwendig, noch länger hierzubleiben.«

»Ich kann das nicht entscheiden«, sagte Tamaru und gab ein leises Brummen von sich. »Es kann ein bisschen dauern, bis ich dir Antwort geben kann.«

»Ich bin immer hier«, sagte Aomame.

»Gut«, sagte Tamaru und legte auf.

Am nächsten Morgen kurz vor neun klingelte das Telefon drei Mal. Dann wurde aufgelegt, und kurz darauf klingelte es wieder. Es konnte nur Tamaru sein.

»Madame hat große Bedenken dagegen, dass du weiter in der Wohnung bleibst«, begann er sofort, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Wir können deine Sicherheit dort nicht ausreichend gewährleisten. Und sie allein ist entscheidend. Wir sind uns einig darüber, dass du dich möglichst schnell an einen sicheren fernen Ort begeben solltest. Versteht du das so weit?«

»Ja, ich verstehe.«

»Aber du bist ruhig und besonnen. Du machst keine dummen Fehler und hast Mut. Wir vertrauen dir uneingeschränkt.

»Danke.«

»Wenn du darauf bestehst, noch eine Weile in dieser Wohnung zu bleiben, hast du sicher einen guten Grund dafür. Wir kennen ihn nicht, aber bestimmt handelt es sich nicht nur um eine Laune. Deshalb ist Madame der Ansicht, wir sollten deinen Wunsch unterstützen.«

Aomame hörte wortlos zu.

»Du kannst also noch bis zum Ende des Jahres dortbleiben. Aber das ist das Äußerste.«

»Das heißt, ich soll zu Neujahr umziehen.«

»Wir bemühen uns, deinen Wünschen so weit wie möglich entgegenzukommen.«

»Einverstanden«, sagte Aomame. »Ich bleibe für den Rest

des Jahres hier. Dann ziehe ich um.«

In Wirklichkeit hatte sie keineswegs diese Absicht. Sie würde sich keinen Schritt aus dieser Wohnung fortbewegen, bis sie Tengo gesehen hatte. Doch im Moment war es klüger, das für sich zu behalten. Ihr blieb noch Zeit bis zum nächsten Jahr. Über alles Künftige konnte sie nachdenken, wenn es so weit war.

»Gut«, sagte Tamaru. »Von nun an werden wir dich einmal in der Woche mit Lebensmitteln und Dingen, die du sonst noch brauchst, versorgen. Jeden Dienstag um ein Uhr nachmittags kommt ein Lieferdienst. Während dieser Zeit schließt du dich im Schlafzimmer ein. Du zeigst dich auf keinen Fall. Du sprichst auch nicht. Wenn der Lieferdienst wieder geht, klingelt er einmal an der Tür. Dann kannst du das Schlafzimmer verlassen. Wenn du etwas Besonderes brauchst oder möchtest, kannst du es mir sagen. Ich lege es dann der jeweils nächsten Lieferung bei.«

»Ich wäre dankbar für irgendein Gerät, mit dem ich meine Muskulatur trainieren kann«, sagte Aomame. »Die Wirkung von Übungen ohne Geräte ist begrenzt.«

»Ein professionelles Kraftsportgerät kann ich dir nicht bieten. Wärest du auch mit einem Heimtrainer zufrieden, der nicht so viel Platz wegnimmt?«

»Ja, es kann ruhig etwas ganz Einfaches sein«, sagte Aomame.

»Ein Fahrrad und etwas für den Muskelaufbau. Genügt das?«

»Klar. Und wenn möglich noch einen Softball-Schläger aus Metall.«

Tamaru schwieg ein paar Sekunden lang.

»So einen Schläger kann man für verschiedene Dinge be-

nutzen«, sagte Aomame. »Auf mich wirkt es schon beruhigend, ihn einfach nur in der Hand zu halten. Weil ich quasi damit aufgewachsen bin.«

»In Ordnung. Ich kümmere mich darum«, sagte Tamaru. »Sollte dir noch etwas einfallen, schreibst du es auf ein Blatt Papier und legst es auf die Küchentheke. Du bekommst es dann bei der nächsten Lieferung.«

»Danke. Aber im Augenblick fehlt mir nichts.«

»Bücher, Videos oder so was?«

»Mir fällt nichts ein.«

»Wie wäre es mit *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Proust?«, fragte Tamaru. »Falls du es noch nicht gelesen hast, wäre jetzt eine gute Gelegenheit.«

»Hast du es gelesen?«

»Nein. Bisher war ich noch nicht im Gefängnis oder musste für längere Zeit untertauchen. Angeblich ist es ohne eine solche Gelegenheit schwer, den ganzen Roman durchzubekommen.«

»Kennst du jemanden, der es geschafft hat?«

»In meinem Bekanntenkreis gibt es schon ein paar Leute, die eine Weile gesessen haben, aber die sind nicht der Typ, der sich für Proust interessiert.«

»Ich versuche es mal«, sagte Aomame. »Schick mir die Bücher beim nächsten Mal mit.«

»Ehrlich gesagt hatte ich sie schon dazugelegt.«

Am folgenden Dienstag um Punkt ein Uhr erschien der »Liefersdienst«. Tamarus Anweisungen folgend, schloss Aomame sich im Schlafzimmer ein und verhielt sich mucksmäuschenstill. Sie hörte, wie die Tür aufgeschlossen wurde und Leute die Wohnung betraten. Wer den von Tamaru angekündigten Dienst erledigte, wusste sie nicht. Den Geräuschen und

Bewegungen nach zu urteilen handelte es sich wahrscheinlich um zwei Personen, aber Stimmen waren nicht zu hören. Offenbar trugen sie mehrere Kartons in die Wohnung und sortierten dann alles ein. Es war zu hören, wie sie etwas im Spülbecken wuschen und Dinge in den Kühlschrank legten. Vermutlich war genau abgesprochen, wer für welche Aufgaben verantwortlich war. Etwas wurde ausgepackt. Kartons und Papier wurden weggeräumt. Anscheinend nahmen sie auch den Abfall in der Küche mit. Aomame konnte ihn ja schlecht selbst nach unten in die Mülltonne bringen.

Die Helfer kamen auf leisen Sohlen und gingen effizient und ohne überflüssiges Rumoren zu Werke. Nach etwa zwanzig Minuten waren sie fertig. Die Eingangstür wurde geöffnet, sie gingen hinaus und schlossen von außen ab. Es klingelte einmal an der Tür – das Signal. Zur Sicherheit ließ Aomame noch fünfzehn Minuten verstreichen. Erst dann verließ sie das Schlafzimmer, vergewisserte sich, dass niemand mehr da war, und verriegelte die Tür von innen.

Der große Kühlschrank war mit Lebensmitteln für etwa eine Woche bestückt. Diesmal waren es keine leicht in der Mikrowelle zuzubereitenden Fertiggerichte, sondern frische Nahrungsmittel. Verschiedene Gemüse und Obst. Fisch und Fleisch. Tofu, Wakame und Natto. Milch, Käse und Orangensaft. Ein Dutzend Eier. Um überflüssigen Abfall zu vermeiden, war alles ausgepackt und auf praktische Weise neu verpackt worden. Offenbar wussten sie ziemlich genau, welche Lebensmittel Aomame täglich verwendete. Woher nur?

Am Fenster stand ein kleiner, aber hochwertiger Heimtrainer. Ein Display zeigte Geschwindigkeit, zurückgelegte Kilometer und Energieverbrauch an. Man konnte die Radumdrehungen pro Minute und die eigene Herzfrequenz überprüfen. Außerdem hatte man ihr noch eine Übungsbank aufgestellt, auf der sie ihre Bauch- und Rückenmuskeln und den Delta-muskel stählen konnte. Die Zusatzteile waren ganz leicht an- und abzumontieren. Aomame kannte sich mit der Bedienung solcher Geräte aus. Dieses befand sich auf dem neusten Stand, und die Ergebnisse, die sie hier mit einfachen Mitteln erzielen konnte, genügten ihr. Diese beiden Geräte würden es ihr ermöglichen, ihren Fitnessstand zu halten.

Auch ein Kasten mit einem metallenen Softball-Schläger stand bereit. Sie nahm ihn heraus und schwang ihn mehrere Male. Mit einem scharfen Sausen durchschnitt der nagelneue, silbern glänzende Schläger die Luft. Das vertraute Gewicht gab Aomame ein Gefühl von Sicherheit. Die Berührung erin-

nerte sie an Tamaki Otsuka und ihre gemeinsam verbrachte Teenagerzeit.

Auf dem Esstisch lag eine mehrbändige Ausgabe von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Sie war nicht neu, wies jedoch keine Gebrauchsspuren auf. Es waren fünf Bände. Aomame griff nach einem und blätterte ein wenig darin. Außerdem hatte man ihr noch mehrere Wochen- und Monatszeitschriften gebracht und fünf ganz neue, noch verschweißte Videofilme. Wer sie ausgewählt hatte, wusste sie nicht, aber sie hatte jedenfalls noch keinen dieser neuen Filme gesehen. Allerdings war Aomame keine regelmäßige Kinogängerin, und Filme zu finden, die sie nicht kannte, war nicht schwer.

In einer großen Einkaufsstüte befanden sich drei neue, unterschiedlich dicke Pullover, zwei warme Flannellhemden und vier langärmelige T-Shirts. Alles einfarbig, schlicht geschnitten und in der richtigen Größe. Dicke Socken und Strumpfhosen waren auch dabei. Sie würde die Sachen brauchen, wenn sie bis Ende Dezember hierblieb. Sehr vorausschauend gedacht.

Aomame brachte die Kleidungsstücke ins Schlafzimmer, wo sie sie in Schubladen legte oder aufhängte. Als sie anschließend in der Küche einen Kaffee trank, klingelte das Telefon drei Mal, dann wurde aufgelegt, und es klingelte erneut.

»Ist alles angekommen?«, fragte Tamaru.

»Ja, danke, ich glaube, jetzt habe ich alles, was ich brauche. Die Geräte genügen mir vollkommen. Jetzt muss ich mir nur Proust zu Gemüte führen.«

»Wenn wir irgendetwas vergessen haben, sagst du es mir einfach, in Ordnung?«

»Mache ich«, sagte Aomame. »Aber es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass mir da etwas einfällt.«

Tamaru räusperte sich. »Vielleicht ist es überflüssig, aber darf ich dir einen Rat geben?«

»Welchen denn?«

»Es ist gar nicht so einfach, längere Zeit allein auf engem Raum eingesperrt zu leben, ohne jemanden zu sehen oder mit jemandem zu sprechen. Auch der härteste Mensch kann daran zerbrechen. Vor allem, wenn er zusätzlich noch gejagt wird.«

»Meine bisherige Wohnung war auch nicht gerade riesig.«

»Das könnte sich tatsächlich als Pluspunkt erweisen«, sagte Tamaru. »Trotz allem solltest du auf dich aufpassen. Bei dauernder Anspannung können die Nerven, ohne dass du es selbst merkst, irgendwann reißen. Dann wird es schwierig, sie wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen.«

»Ich werde mich in acht nehmen«, sagte Aomame.

»Ich habe es ja schon gesagt: Du bist ein besonnener Mensch. Du hast Ausdauer. Und du überschätzt dich nicht. Aber auch der Wachsamste kann einmal unkonzentriert sein und dann Fehler machen. Einsamkeit kann zu einer Säure werden, die den Menschen zerfrisst.«

»Ich glaube nicht, dass ich einsam bin«, sagte Aomame, halb zu Tamaru, halb zu sich selbst. »Allein vielleicht, aber nicht einsam.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte kurz Schweigen. Vermutlich dachte Tamaru über den Unterschied zwischen Alleinsein und Einsamkeit nach.

»Jedenfalls werde ich noch stärker auf der Hut sein. Ich danke dir für deinen Rat«, sagte Aomame.

»Ich möchte, dass du eins weißt«, sagte Tamaru. »Wir geben dir Rückendeckung, so weit wie möglich. Falls bei dir jedoch eine Notsituation eintritt – welcher Art auch immer –, könnte es passieren, dass du auf dich selbst gestellt bist. Vielleicht bin ich, auch wenn ich mich noch sehr beeile, nicht rechtzeitig bei dir. Oder irgendwelche Umstände hindern mich daran, dir überhaupt zur Hilfe zu kommen. Falls zum Beispiel unsere Verbindung zu dir plötzlich nicht mehr als nicht mehr opportun gilt.«

»Ich bin mir dessen absolut bewusst. Ich bleibe sozusagen auf eigene Gefahr hier, also muss ich darauf gefasst sein, mich selbst zu schützen. Mit dem Metallschläger und *dem Ding, das du mir gegeben hast*.«

»Das Leben ist hart.«

»Wo es Hoffnung gibt, muss es auch Prüfungen geben«, sagte Aomame.

Wieder schwieg Tamaru einen Augenblick lang. »Hast du schon mal von dem ultimativen Test gehört, den die Beamten bei der stalinistischen Geheimpolizei absolvieren mussten?«

»Nein.

»Der Anwärter wurde in einen quadratischen Raum gebracht, in dem nur ein ganz gewöhnlicher kleiner Holzstuhl stand. Sein Befehl lautete: ›Bring diesen Stuhl dazu, dass er ein Geständnis ablegt, und fertige ein Protokoll davon an. Vor-

her tust du keinen Schritt aus diesem Zimmer.«

»Klingt ziemlich surreal.«

»Ganz und gar nicht. Die Geschichte ist real bis in die letzte Konsequenz. Stalins totalitäres System war so real, dass er damit eine Million Menschen in den Tod schickte. Fast alle waren Landsleute von ihm. Wir leben ganz real in einer solchen Welt. Das sollte man sich immer wieder vor Augen führen.«

»Du kennst eine Menge herzerwärmender Geschichten.«

»So viele nun auch wieder nicht. Ich verfüge nur über den notwendigen Vorrat. Da ich keine systematische Ausbildung genossen habe, blieb mir nichts anderes übrig, als mir solche wirklich nützlichen Dinge nach und nach selbst anzueignen. *Wo es Hoffnung gibt, muss es auch Prüfungen geben.* Ein wahres Wort. Allerdings sind die Hoffnungen in der Minderzahl und meist abstrakt, während die Prüfungen zahlreich und konkret sind. Ebenfalls eine Erkenntnis, die mich das Leben gelehrt hat.«

»Und welches Geständnis hat der angehende Geheimpolizist dem Holzstuhl am Ende abgepresst?«

»Der Wert dieser Frage liegt im Nachdenken darüber«, sagte Tamaru. »Wie bei einem Kōan im Zen.«

»»Zen und die Kunst, einen Stuhl zu verhören.««

Nach einer kurzen Pause legte Tamaru auf.

An diesem Nachmittag trainierte Aomame mit ihren neuen Geräten. Nach der langen Zeit genoss sie es, sich einmal wieder richtig zu verausgaben. Anschließend spülte sie sich unter der Dusche den Schweiß ab. Sie schaltete einen UKW-Sender ein und bereitete sich zu seinen Klängen eine leichte Mahlzeit zu. Anschließend sah sie sich die Abendnachrichten an (es war nichts dabei, was sie interessiert hätte). Als der Tag zur Neige ging, setzte sie sich auf den Balkon, um den Park zu beobach-

ten. Mit einer leichten Decke, dem Fernglas und der Pistole. Und dem schönen, glänzenden Metallschläger.

Wenn Tengo sich nicht mehr blicken lässt, dachte sie, werde ich mein eintöniges Leben in diesem Teil von Koenji weiterführen, bis dieses rätselhafte Jahr 1984 zu Ende geht. Ich werde kochen, trainieren, Nachrichten sehen und Proust lesen, während ich darauf warte, dass Tengo in dem Park auftaucht. Auf ihn zu warten ist zu meiner Lebensaufgabe geworden. Der seidene Faden, an dem mein Leben hängt. Ich bin wie eine der Spinnen, die ich auf der Treppe an der Stadtautobahn gesehen habe. Wie eine winzige schwarze Spinne, die in ihrem kümmerlichen Netz im Winkel eines schmutzigen Metallrahmens lauert. Der Wind zerrt daran, löst es, zerfetzt es. Damals hatte ich Mitleid mit ihnen. Und jetzt bin ich fast in der gleichen Lage wie diese Spinnen.

Ich muss eine Kassette mit der Sinfonietta von Janáček haben. Ich brauche sie zum Trainieren. Dieses Stück verbindet mich mit irgendeinem unbestimmbaren Ort. Sie hat die Aufgabe, mich zu etwas hinzuführen. Ich muss sie auf die Liste für Tamarus nächste Lieferung setzen.

Es war schon Oktober, und ihre Frist betrug nur noch drei Monate. Die Uhr tickte unaufhaltsam. Aomame rutschte tiefer in ihren Gartenstuhl und beobachtete zwischen den Kunststoffblenden hindurch den Park und die Rutschbahn. Die Quecksilberlaterne tauchte den kleinen Spielplatz in bläulich-weißes Licht. Die Szenerie erinnerte Aomame an die verlassenen Gänge in einem abendlichen Aquarium. Unsichtbare, phantastische Fische schwammen lautlos zwischen den Pflanzen umher. Niemals unterbrachen sie ihr stilles Gleiten. Am Himmel standen die beiden Monde und forderten Aomames Anerkennung.

»Tengo«, flüsterte Aomame. »Wo bist du?«

KAPITEL 3

Tengo

Tiere, die Kleidung tragen

Nachmittags besuchte Tengo seinen Vater in dessen Zimmer im Sanatorium, schlug das jeweilige Buch auf, das er mitgebracht hatte, und las vor. Nach etwa fünf Seiten legte er eine Pause ein und las dann weitere fünf Seiten. Eigentlich las er sich die Bücher selbst laut vor. Romane, Biografien oder naturwissenschaftliche Werke. Das Wichtige war seine Stimme, nicht der Inhalt der Texte.

Tengo hatte keine Ahnung, ob sein Vater ihn hören konnte oder nicht. An seinem Gesicht war zumindest keinerlei Reaktion zu erkennen. Der ausgezehnte alte Mann lag mit geschlossenen Augen reglos in seinem Bett, und nicht einmal sein Atem war zu hören. Natürlich atmete er, aber Gewissheit darüber war nur zu erlangen, indem man ein Ohr auf seine Brust legte oder ihm einen Spiegel vor den Mund hielt. Eine Infusionsflüssigkeit rann aus einem Tropf in seinen Körper, und die geringe Menge seiner Ausscheidungen wurde durch einen Katheter abgeführt. Lediglich dieser langsame, minimale Austausch zeigte, dass er noch am Leben war. Mitunter rasierte ihn eine Krankenschwester mit einem elektrischen Rasierapparat und schnitt ihm mit einer Schere die weißen Haare, die aus Nase und Ohren sprossen. Sogar seine Augenbrauen wur-

den gestützt. Bei diesem Anblick verwischte für Tengo ganz allmählich der Unterschied zwischen Leben und Tod. Existierte dieser Unterschied überhaupt? Oder glaubten die Menschen nur aus Bequemlichkeit so fest an ihn?

Gegen drei Uhr kam für gewöhnlich der Arzt und unterrichtete Tengo über den Zustand seines Vaters. Seine Erläuterungen waren stets kurz und gleichen Inhalts. Es gab keine Veränderung. Der alte Mann schlief einfach, und seine Lebenskraft schwand immer mehr. Anders ausgedrückt, er bewegte sich langsam aber sicher auf seinen Tod zu. Die Möglichkeit, ihn medizinisch zu behandeln, bestand momentan nicht. Man konnte ihn nur in Ruhe schlafen lassen. Mehr konnte der Arzt auch nicht sagen.

Gegen Abend kamen zwei Pfleger, die Tengos Vater in einen Behandlungsraum transportierten, wo er untersucht wurde. Die Pfleger wechselten tageweise, aber keiner von ihnen sprach je ein Wort. Vielleicht lag es an dem großen Mundschutz, den sie trugen. Einer von ihnen schien Ausländer zu sein. Er war zierlich und von dunkler Hautfarbe und lächelte Tengo stets hinter seinem Mundschutz zu. Dass er lächelte, erkannte Tengo an den Augen des Mannes. Er lächelte zurück und nickte.

Nach einer halben bis einer Stunde wurde sein Vater in sein Zimmer zurückgebracht. Welche Untersuchungen man an ihm durchführte, war Tengo unbekannt. Er ging, sobald sein Vater abgeholt wurde, in die Cafeteria und trank einen heißen grünen Tee. Nachdem er dort etwas Zeit totgeschlagen hatte, kehrte er in das Krankenzimmer zurück – in der Hoffnung, auf dem leeren Bett noch einmal die Puppe aus Luft mit Aomame als Mädchen vorzufinden. Aber das geschah nicht mehr. In dem halbdunklen Raum erwartete ihn nur der Geruch nach

Krankheit und das leere Bett mit der Einbuchtung, die der Körper seines Vaters hinterlassen hatte.

Tengo stellte sich ans Fenster und schaute nach draußen. Jenseits der Rasenfläche verlief das als Schutz gegen den Wind dienende Kiefernwäldchen. Dahinter rauschten laut und dumpf die rauen Wellen des Pazifik wie das vereinte Flüstern zahlloser Geister, von denen jeder eine Geschichte zu erzählen hatte.

Tengo hatte das Sanatorium in Chikura bereits im Oktober zweimal aufgesucht. An freien Tagen war er in aller Frühe mit dem Expresszug dorthin gefahren, hatte am Bett seines Vaters gegessen und ihn ab und zu angesprochen. Der Vater hatte tief schlafend auf dem Rücken gelegen und keinerlei Reaktion gezeigt. Die übrige Zeit verbrachte Tengo fast ausschließlich damit, auf die Landschaft vor dem Fenster zu starren. Er erwartete, dass *irgendetwas* geschehen würde, sobald es Abend wurde. Aber nichts geschah. Die Sonne ging unter, und nichtsagende Dunkelheit hüllte das Zimmer ein. Resigniert war Tengo mit dem letzten Expresszug nach Tokio zurückgekehrt.

Irgendwann kam ihm der Gedanke, dass er vielleicht dort bleiben und sich seinem Vater stellen musste. Wahrscheinlich genügte es nicht, ab und zu einen Krankenbesuch zu machen und dann wieder nach Hause zu fahren. Jetzt war vermutlich ein stärkeres Engagement gefordert.

Mitte November beschloss Tengo, regulär Urlaub zu nehmen. Als Begründung gab er an, dass sein Vater schwer krank und pflegebedürftig sei, was ja nicht einmal gelogen war. Er bat einen ehemaligen Kommilitonen, ihn zu vertreten. Dieser Mann war so gut wie der einzige Studienkollege, zu dem Tengo noch losen Kontakt unterhielt. Er war ein Exzentriker, wie es bei Mathematikern häufiger vorkommt, aber ein exzellenter Kopf. Ungeachtet seines Universitätsabschlusses ging er weder in die Forschung noch nahm er eine feste Stelle an und schlug sich stattdessen mit Nachhilfeunterricht durchs Leben. Seine übrige Zeit verbrachte er mit der Lektüre unzähliger Bücher und dem Angeln in Bergbächen. Außerdem war er von Haus aus nicht arm und nicht unbedingt auf eine Anstellung angewiesen. Zufällig wusste Tengo, dass er auch als Lehrer sehr begabt war. Er hatte Tengo schon einmal vertreten, und die Resonanz bei den Schülern war sehr positiv ausgefallen. Als Tengo ihn anrief und ihm die Sachlage erklärte, sagte er spontan zu.

Dann war da noch die Frage, was mit Fukaeri geschehen sollte, die ja bei ihm wohnte. Tengo konnte nicht einschätzen, ob es vernünftig wäre, das weltfremde, junge Mädchen länger in seiner Wohnung alleinzulassen. Zu allem Überfluss durfte ja niemand sie sehen. Also fragte er Fukaeri selbst, ob sie alleinbleiben könne, solange er fort war, oder zeitweise woanders wohnen wolle.

»Wo fahren Sie hin«, fragte Fukaeri und sah ihn ernst an.

»In die Stadt der Katzen«, sagte Tengo. »Mein Vater ist schon seit einiger Zeit bewusstlos, und im Sanatorium sagen sie, es wird vielleicht nicht mehr lange dauern.«

Er verschwieg, dass eines Tages nach Sonnenuntergang eine Puppe aus Luft in dem Krankenzimmer erschienen war. Und Aomame als Mädchen darin schlief. Und diese Puppe aus Luft derjenigen aus Fukaeris Geschichte bis aufs Haar glich. Und er die Hoffnung hegte, dass sie wieder auftauchen würde.

Fukaeri kniff die Augen zusammen, presste die Lippen zu einem geraden Strich aufeinander und sah Tengo lange an. Als versuche sie, eine mit winzigen Zeichen geschriebene Botschaft zu entziffern. Beinahe unbewusst fasste er sich ins Gesicht, aber er hatte nicht den Eindruck, dass dort etwas geschrieben stand.

»Das ist gut«, sagte Fukaeri und nickte mehrmals. »Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ich hüte das Haus.« Sie überlegte. »Im Moment keine Gefahr«, fügte sie hinzu.

»Im Moment besteht keine Gefahr«, berichtete Tengo.

»Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, wiederholte sie.

»Ich rufe dich jeden Tag an.«

»Gehen Sie nicht in der Stadt der Katzen verloren.«

»Pass auf dich auf«, sagte Tengo.

Tengo ging in den Supermarkt und kaufte ein paar leicht zuzubereitende Lebensmittel ein, damit Fukaeri nicht aus dem Haus gehen musste. Er wusste, dass ihre Fähigkeiten und ihr Ehrgeiz, etwas zu kochen, nicht gerade ausgeprägt waren, und wollte es vermeiden, bei seiner Rückkehr in zwei Wochen einen Kühlschrank voll matschigem Gemüse vorzufinden.

Er packte Kleidung und Waschzeug in eine Kunststoff-

tasche. Dann legte er noch ein paar Bücher, Schreibzeug und Manuskriptpapier dazu. Wie immer nahm er am Bahnhof Tokio den Schnellzug, stieg in Tateyama in den Bummelzug und war zwei Stationen später in Chikura. Er erkundigte sich in dem Fremdenverkehrsbüro am Bahnhof nach einer preiswerten Unterkunft. Da die Badesaison vorbei war, bekam er problemlos ein Zimmer in einer einfachen Pension, in der hauptsächlich Angler übernachteten. Es war klein, aber sauber, und duftete nach neuen Tatami-Matten. Es lag im ersten Stock, und vom Fenster aus konnte man den Fischerhafen sehen. Das Frühstück war inbegriffen, und alles in allem war es billiger, als er erwartet hatte.

Er wisse noch nicht genau, wie lange er bleiben würde, und wolle vorläufig für drei Tage im Voraus bezahlen, erklärte Tengo der Wirtin. Sie hatte keine Einwände. Um elf würde abgeschlossen, und Damenbesuch sei nicht erwünscht, teilte sie ihm mit. Tengo hatte ebenfalls nichts einzuwenden. Nachdem er sich in seinem Zimmer eingerichtet hatte, rief er im Sanatorium an und fragte die Krankenschwester, die abhob (es war jene mittleren Alters, die er bereits kannte), ob er seinen Vater gegen drei Uhr am Nachmittag besuchen könne. »Natürlich«, sagte sie. »Herr Kawana schläft sowieso die ganze Zeit.«

So begannen Tengos Tage in der Stadt der Katzen. Er stand früh auf und ging am Strand spazieren, sah den Fischerbooten beim Auslaufen zu und ging anschließend in die Pension zurück, um zu frühstücken. Es gab zwar jeden Tag das Gleiche – getrocknete Makrele, Spiegelei, geviertelte Tomate, würzige Nori, Misosuppe mit Shijimi-Muscheln und dazu Reis –, aber aus irgendeinem Grund schmeckte es ihm stets aufs Neue. Nach dem Frühstück setzte er sich an seinen kleinen Tisch und schrieb auf kariertes Manuskriptpapier. Es machte ihm Spaß, wieder einmal mit Füller zu schreiben. In einer fremden Umgebung, fern von seinem Alltag, zu arbeiten fühlte sich anders und gar nicht übel an. Besonders gefiel ihm das vom Hafen herübertönende monotone Brummen der heimkehrenden Fischerboote.

Der Roman, an dem er schrieb, spielte in einer Welt mit zwei Monden. Auch die Little People und Puppen aus Luft gab es dort. Er hatte die Welt aus Fukaeris Geschichte entlehnt, doch inzwischen war sie ihm völlig zu eigen geworden, und wenn er schrieb, tauchte er völlig in sie ein. Selbst wenn er den Füller einmal ablegte, hielt er sich im Geiste weiter dort auf. In solchen Momenten hatte er das Gefühl, dass sein Körper und sein Bewusstsein sich an verschiedenen Orten aufhielten, und er konnte kaum noch unterscheiden, bis wohin die Realität reichte und wo die Fiktion begann. Der Held aus *Die Stadt der Katzen* hatte bestimmt eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht. Er war ausgezogen, ohne den Schwerpunkt seiner

Welt zu kennen. Und konnte (vielleicht) deshalb nie mehr einen Zug besteigen, der die Stadt verließ.

Um elf Uhr musste Tengo sein Zimmer verlassen, weil sauber gemacht wurde. Dann unterbrach er die Arbeit und schlenderte zum Bahnhof, wo er sich in ein Café setzte. Mitunter aß er auch ein Sandwich, aber meistens bestellte er nur einen Kaffee. Während er ihn trank, blätterte er die ausliegenden Morgenzeitungen sorgfältig nach Artikeln durch, die ihn betrafen. Aber er entdeckte nie etwas. *Die Puppe aus Luft* war längst von den Bestseller-Listen verschwunden. Auf Platz eins stand jetzt das Diätbuch *Essen, was schmeckt, und dabei schlank werden*. Ein Buch mit diesem Titel würde sich wahrscheinlich auch verkaufen, wenn sämtliche Seiten leer wären.

Sobald Tengo mit seinem Kaffee und den Zeitungen fertig war, machte er sich mit dem Bus auf den Weg zum Sanatorium, sodass er in der Regel zwischen halb zwei und zwei dort ankam. Als Erstes plauderte er ein wenig mit der Schwester an der Rezeption. Seit Tengo sich in Chikura aufhielt und seinen Vater jeden Tag besuchte, behandelten ihn die Schwestern viel liebevoller als zuvor. Wie eine Familie, die freudig die Rückkehr des verlorenen Sohnes begrüßte.

Im Sanatorium arbeitete auch eine zierliche junge Krankenschwester mit großen Augen, roten Wangen und einem Pferdeschwanz, die stets verlegen lächelte, wenn Tengo sie ansah. Sie schien ein gewisses Interesse an ihm zu haben. Vermutlich war sie Anfang zwanzig. Doch seit Tengo die schlafende Aomame in der Puppe aus Luft gesehen hatte, dachte er nur noch an sie. Alle anderen Frauen, denen er begegnete, glitten lediglich als blasse Schatten an ihm vorüber. Aomame war ständig in seinem Kopf. Er wusste nun, dass sie irgendwo in seiner Nähe lebte, vielleicht sogar auf der Suche nach ihm war und

sich ihm deshalb an jenem Abend auf diesem besonderen Weg gezeigt hatte. Auch sie hatte Tengo nicht vergessen.

Er hatte sie mit eigenen Augen gesehen – wenn es keine Halluzination gewesen war.

Mitunter wurde Tengo durch irgendetwas an seine ältere, verheiratete Freundin erinnert. Was sie wohl jetzt gerade tat? Sie sei *verlorengegangen*, hatte ihr Mann am Telefon gesagt. Und Tengo sie deshalb nie wiedersehen könne. Verlorengegangen. Diese Ausdrucksweise beunruhigte ihn noch immer. Die Worte hatten zweifellos einen unheilvollen Klang.

Dennoch rückte die Erinnerung an sie allmählich in immer weitere Ferne. Schon jetzt hatten die mit ihr verbrachten Nachmittage nur noch die Bedeutung längst vergangener Ereignisse. Tengo hatte deshalb ein schlechtes Gewissen, doch inzwischen hatte sein Schwerpunkt sich verlagert. Die Sache war abgeschlossen. Er konnte die Zeit nicht mehr zurückdrehen.

Nachdem Tengo das Zimmer seines Vaters betreten hatte, setzte er sich auf den Stuhl neben dem Bett und begrüßte ihn kurz. Dann erzählte er ihm der Reihe nach, was er seit dem Abend zuvor erlebt hatte. Natürlich war das nichts Besonderes. Er war mit dem Bus in den Ort zurückgefahren, hatte ein leichtes Abendessen zu sich genommen und ein Bier getrunken, war in die Pension gegangen und hatte gelesen. Um zehn hatte er sich schlafen gelegt. Früh am nächsten Morgen war er aufgestanden, hatte einen Spaziergang durch den Ort unternommen, gegessen und etwa zwei Stunden geschrieben. Obwohl sich der Ablauf jeden Tag wiederholte, erstattete Tengo seinem bewusstlosen Vater stets genau Bericht über seine Aktivitäten. Natürlich zeigte dieser keine Reaktion. Tengo hätte genauso gut mit einer Wand reden können. Das Ganze war nicht mehr als ein Ritual. Doch auch einfache Wiederholungen sind oftmals von nicht geringer Bedeutung.

Später las Tengo seinem Vater aus einem mitgebrachten Buch vor. Dazu suchte er nichts Bestimmtes aus, sondern nahm eines, das er selbst gerade las. Es hätte auch die Gebrauchsanweisung für einen elektrischen Rasenmäher sein können. Tengo las die Sätze mit möglichst klarer, gut hörbarer Stimme vor. Das war der Punkt, auf den er besonders achtete.

Die Blitze wurden allmählich stärker, und ihr bläuliches Licht zuckte in immer kürzeren Abständen grell auf, aber es war kein Donner zu hören. Oder vielleicht donnerte es, und ich bildete mir

nur ein, es nicht zu hören, weil meine Sinne betäubt waren. Das Regenwasser strömte in Furchen dahin. Darüber hinwegschreitend betrat ein Gast nach dem anderen das Lokal.

Weil der Freund, mit dem ich gekommen war, nur in die Gesichter der Leute sah, überlegte ich, was los sei, sagte aber schon seit einiger Zeit nichts mehr. Überall wurde geredet, auf den Plätzen neben mir und auch gegenüber drängten sich die Gäste, dass man kaum atmen konnte.

Jemand hustete oder hatte sich verschluckt, jedenfalls klang es seltsam, wie das Bellen eines Hundes. Plötzlich beleuchtete ein ungeheurer Blitz mit seinem blauen Schein das Innere des Raumes und die auf dem Lehmboden hockenden Gestalten. Als ich erschrocken aufsprang, weil ein krachender Donnerschlag folgte, der das Dach zu spalten schien, wandten sich die Gäste, die den Boden bevölkerten, alle auf einmal in meine Richtung, und ich wurde gewahr, dass sie die Gesichter von Hunden oder Füchsen hatten, wenn auch all diese Tiere Kleidung trugen. Einige von ihnen leckten sich mit langen Zungen das Maul.

Tengo schaute seinem Vater ins Gesicht. »Ende«, sagte er, denn hier endete die Geschichte.

Keine Reaktion.

»Fällt dir dazu irgendetwas ein?«

Natürlich keine Antwort.

Mitunter las Tengo ihm auch vor, was er am Morgen geschrieben hatte. Danach ging er mit dem Kugelschreiber in der Hand einen beliebigen Abschnitt durch und las die überarbeitete Passage anschließend noch einmal vor. Überzeugte sie ihn nicht, nahm er sie sich ein weiteres Mal vor, um sie schließlich noch einmal vorzulesen.

»So hört es sich besser an«, sagte er dann, wie nach Zustim-

mung heischend, zu seinem Vater, der natürlich keine Meinung dazu äußerte, ob der Abschnitt wirklich so besser war oder doch vorher oder ob die Veränderungen eigentlich gar keinen Unterschied machten. Der Vater hielt seine eingefallenen Lider stets fest geschlossen, sodass sie an die heruntergelassenen Fensterläden eines vom Unheil und Verhängnis heimgesuchten Hauses erinnerten.

Hin und wieder stand Tengo auf, streckte sich ausgiebig und trat ans Fenster, um die Aussicht zu betrachten. Es war schon seit einigen Tagen bewölkt, manchmal regnete es auch. Der Regen, der auch an diesem windstillen Nachmittag unablässig in geraden Fäden vom Himmel fiel, drang schwer und dunkel in das Kiefernwäldchen ein. Scharen schwarzer Vögel hatten sich darin formiert. Auch die Vögel waren dunkel durchtränkt. Selbst ins Innere des Krankenzimmers drang die Feuchtigkeit ein. Kissen, Bücher, der Tisch – alles schien sich damit vollzusaugen. Doch ungeachtet des Wetters, der Nässe, des Windes und der Wellen verharrte Tengos Vater in seinem Koma. Die Ohnmacht hüllte seinen Körper ein wie ein barmherziges Kleid. Nach einer kurzen Pause las Tengo weiter. Mehr gab es in dem kleinen, feuchten Raum für ihn nicht zu tun.

Wenn er doch einmal aufhörte, saß er nur schweigend da und beobachtete die schlafende Gestalt seines Vaters. Stellte Vermutungen an, was in dessen Gehirn vorgehen mochte. Welcher Art war das Bewusstsein, das sein alter, sturer, amboss-harter Schädel barg? Oder war dort gar nichts mehr geblieben? Glich sein Gehirn einem leeren Haus, dessen Bewohner mit sämtlichem Inventar spurlos verschwunden waren? Aber mussten sich dann nicht wenigstens ein paar Erinnerungen und Ereignisse in die Wände und Decken eingebrannt haben? Über lange Zeit gepflegte Gewohnheiten konnten doch nicht einfach so vom Nichts verschluckt werden. Vielleicht wanderte sein Vater, während er in diesem Sanatorium am Meer in seinem schmalen Bett lag, durch die dunkle Stille seiner leeren, inneren Räume und war von Dingen umgeben, die den Augen anderer verborgen blieben.

Irgendwann kam die junge Krankenschwester mit den roten Wangen. Sie lächelte Tengo zu und machte sich daran, die Körpertemperatur seines Vaters zu messen und die Menge der Infusionsflüssigkeit und der Ausscheidungen zu überprüfen. Die Werte trug sie mit Kugelschreiber in eine Tabelle auf einem Klemmbrett ein. Ihre Gesten waren mechanisch und versiert, als folge sie einem Handbuch. Während Tengo ihre routinierten Bewegungen beobachtete, überlegte er, wie es sein mochte, in dieser kleinen Stadt am Meer zu leben und alte demenzkranke Menschen zu pflegen, für die es keinerlei Aussicht auf Heilung gab. Die Schwester wirkte so jung und ge-

sund. Ihre Brüste und Hüften unter dem gestärkten weißen Kittel besaßen genau die richtige Fülle. Unschuldige Härchen schimmerten golden auf der glatten Haut ihres Nackens. Auf einem Plastikschildchen an ihrer Brust stand der Name »Adachi«.

Was sie wohl an diesen entlegenen Ort verschlagen hatte, wo schleichendes Vergessen und Tod herrschten? Tengo kannte sie als tüchtige und gewissenhafte Krankenschwester. Jung und patent wie sie war, hätte sie sicher auch in einer anderen Art von Sanatorium arbeiten können, wenn sie gewollt hätte. Irgendwo, wo es interessanter und lebhafter zugeht. Weshalb hatte sie sich ausgerechnet diesen traurigen Ort ausgesucht? Tengo hätte gern den Grund dafür gewusst. Wahrscheinlich hätte sie ihm sogar eine ehrliche Antwort gegeben, wenn er sie gefragt hätte. So viel konnte er sich denken. Allerdings hielt er es für besser, sich auf nichts einzulassen. Immerhin befand er sich in der Stadt der Katzen und musste eines Tages in den Zug steigen, der ihn in seine eigene Welt zurückbrachte.

Als die Schwester ihre Aufgaben erledigt hatte, legte sie die Tabelle wieder an ihren Platz.

»Es hat sich kaum etwas verändert. Alles wie gehabt.« Sie bedachte Tengo mit einem schüchternen Lächeln.

»Wenigstens ist sein Zustand stabil«, sagte er so heiter wie möglich.

Ein bedauerndes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Sie neigte leicht den Kopf, und ihr Blick fiel auf das zugeklappte Buch auf seinen Knien. »Lesen Sie ihm vor?«

Tengo nickte. »Aber ich bezweifle, dass er etwas hört.«

»Trotzdem ist es gut«, sagte die Schwester.

»Gut oder schlecht, etwas anderes fällt mir sowieso nicht ein.«

»Aber nicht jeder würde das tun.«

»Im Gegensatz zu mir sind die meisten Menschen mit ihrem Leben beschäftigt«, sagte Tengo.

Schwester Adachi zögerte. Sie schien etwas sagen zu wollen, unterließ es aber. Sie sah erst seinen schlafenden Vater an und dann Tengo.

»Gute Besserung«, sagte sie.

»Danke«, sagte Tengo.

Bald nachdem Schwester Adachi gegangen war, begann er wieder zu lesen.

Als sein Vater gegen Abend auf dem Rollbett zur Untersuchung abgeholt wurde, ging Tengo in die Cafeteria, trank grünen Tee und rief dann von einem öffentlichen Telefon aus Fukaeri an.

»Gibt es was Neues?«, fragte er sie.

»Nichts Besonders«, sagte sie. »Alles wie immer.«

»Bei mir auch. Jeden Tag das Gleiche.«

»Aber die Zeit vergeht.«

»Genau«, sagte Tengo. »Jeden Tag geht ein Tag vorüber.«

Und zwar unwiederbringlich.

»Gerade war die Krähe wieder da«, sagte Fukaeri. »Eine große Krähe.«

»Die kommt jeden Abend ans Fenster.«

»Sie macht immer das Gleiche.«

»Stimmt«, sagte Tengo. »Wie wir.«

»Aber sie denkt nicht an die Zeit.«

»Krähen haben vermutlich kein Zeitgefühl. Das gibt es wohl nur bei Menschen.«

»Warum.«

»Die Menschen begreifen die Zeit als linear. Als würden sie Markierungen an einem langen Stock anbringen. Wir sind hier und jetzt an einem bestimmten Punkt, und vor uns liegt die Zukunft und hinter uns die Vergangenheit. Verstehst du?«

»Ungefähr.«

»Doch in Wirklichkeit ist die Zeit keine gerade Linie. Sie hat überhaupt keine Form, sondern ändert je nach Bedeutung

ständig ihre Gestalt. Aber weil wir uns formlose Dinge nicht vorstellen können, betrachten wir sie aus Gründen der Zweckmäßigkeit als gerade Linie. Gegenwärtig können nur wir Menschen diesen Gedankensprung leisten.«

»Aber vielleicht irren wir uns.«

Tengo dachte nach. »Du meinst, vielleicht ist es ein Irrtum, sich die Zeit als gerade Linie vorzustellen?«

Keine Antwort.

»Diese Möglichkeit besteht durchaus. Vielleicht hat die Krähe recht, und die Zeit ist keine gerade Linie. Vielleicht hat sie ja die Form einer Brezel«, sagte Tengo. »Aber die Menschen leben wahrscheinlich schon seit Zehntausenden von Jahren mit dieser Vorstellung. Wir begreifen die Zeit als eine sich endlos fortsetzende Linie und agieren auf der Grundlage dieser fundamentalen Erkenntnis. Und da bisher keine besonderen Mängel oder Widersprüche daran zu entdecken waren, gilt sie wohl als empirisch erwiesen.«

»Empi—«, sagte Fukaeri.

»Das bedeutet, anhand verschiedener Muster oder Beispiele zu erheben, ob eine Schlussfolgerung sachlich korrekt ist.«

Fukaeri schwieg. Tengo wusste nicht, ob sie ihn verstanden hatte.

»Hallo?« Er vergewisserte sich, dass sie noch am Apparat war.

»Wie lange bleiben Sie noch dort«, fragte Fukaeri, wie üblich ohne fragende Intonation.

»Wie lange ich noch in Chikura bleibe?«

»Ja.«

»Ich weiß noch nicht«, erwiderte Tengo aufrichtig. »Bis ich eine einleuchtende Erklärung habe, mehr kann ich im Moment nicht sagen. Es gibt hier ein paar ungeklärte Dinge. Ich

möchte noch eine Weile beobachten, wie sich alles entwickelt.«

Fukaeri schwieg in den Hörer. Sobald sie verstummte, war ihre Präsenz nicht mehr spürbar.

»Hallo?«, sagte Tengo wieder.

»Versäumen Sie nicht den Zug«, sagte sie.

»Ich passe schon auf, dass ich ihn nicht versäume«, sagte Tengo. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Vor kurzem ist jemand gekommen.«

»Wer?«

»Jemand von NHK.«

»Ein Gebührenkassierer?«

»Gebührenkassierer«, fragte Fukaeri ohne Fragezeichen.

»Hast du mit ihm geredet?«, fragte Tengo.

»Ich habe nicht verstanden, was er gesagt hat.«

Fukaeri wusste vermutlich nicht einmal, was NHK war. Ihr fehlten selbst die rudimentärsten Kenntnisse des alltäglichen Lebens.

»Ich kann dir das jetzt am Telefon nicht ausführlich erklären. Vereinfacht gesagt ist NHK eine große Firma, und viele Leute arbeiten für sie. Die gehen in ganz Japan von Tür zu Tür und sammeln monatlich Geld ein. Aber du und ich, wir brauchen kein Geld zu bezahlen, weil wir ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen. Jedenfalls hast du nicht aufgemacht, oder?«

»Nein, habe ich nicht. Wie Sie gesagt haben.«

»Gut, das genügt.«

»Aber er hat was von Diebstahl gesagt.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen«, sagte Tengo.

»Wir haben doch nichts gestohlen.«

»Natürlich nicht. Wir beide, du und ich, haben nichts Schlechtes getan.«

Wieder schwieg Fukaeri in den Hörer.

»Hallo?«, sagte Tengo.

Fukaeri antwortete nicht. Vielleicht hatte sie schon aufgelegt. Es klang aber nicht so.

»Hallo?«, sagte Tengo noch einmal lauter.

Fukaeri räusperte sich. »Der Mann wusste sehr gut über Sie Bescheid.«

»Der Kassierer?«

»Ja, der Mann von NHK.«

»Und er hat dich eine Diebin genannt.«

»Er hat nicht von mir gesprochen.«

»Also dann von mir?«

Fukaeri antwortete nicht.

»Wie dem auch sei, ich habe keinen Fernsehapparat, also habe ich auch nichts von NHK gestohlen.«

»Aber er war sehr wütend, weil ich nicht aufgemacht habe.«

»Das macht nichts. Lass ihn ruhig wütend sein. Egal, was einer sagt, du machst auf keinen Fall die Tür auf.«

»Ich mache nicht auf.«

Damit hängte Fukaeri unvermittelt ein. Vielleicht kam es ihm auch nur so vor, und es war gar nicht unvermittelt. Jedenfalls wusste Tengo, dass es sinnlos war, Vermutungen darüber anzustellen, was Fukaeri dachte oder empfand. Auch das hatte er empirisch festgestellt.

Er legte den Hörer auf und kehrte in das Krankenzimmer zurück.

Man hatte seinen Vater noch nicht wieder zurückgebracht. Nur die Einbuchtung befand sich an der Stelle, wo er gelegen hatte. Keine Puppe aus Luft. Der dunkle, etwas kühle Raum war lediglich von der Präsenz des Kranken erfüllt, der bis vor kurzem noch dort gelegen hatte.

Seufzend ließ Tengo sich auf den Stuhl fallen. Beide Hände auf die Knie gelegt, starrte er auf das zerdrückte Laken. Nach einer Weile stand er auf und trat ans Fenster. Spätherbstliche Wolken erstreckten sich horizontal über dem Kiefernwäldchen. Zum ersten Mal seit langem kündigte sich wieder ein schöner Sonnenuntergang an.

Es war Tengo ein Rätsel, wieso dieser Angestellte von NHK so gut über ihn »Bescheid wusste«. Das letzte Mal, dass ein Gebührenkassierer bei ihm geklingelt hatte, war vor etwa einem Jahr gewesen. Damals hatte er die Tür geöffnet und dem Mann höflich mitgeteilt, dass er keinen Fernsehapparat besitze und demzufolge niemals fernsah. Seine Erklärung hatte den Kassierer nicht überzeugt, aber er hatte nur ein wenig gemurmelt und war schließlich ohne ein weiteres Wort abgezogen.

Ob es derselbe Mann gewesen war? Tengo konnte sich erinnern, dass auch damals das Wort »Diebstahl« gefallen war. Aber es war doch sonderbar, dass derselbe Mann nach einem Jahr wiederkam und auch noch gut über ihn »Bescheid wusste«, wo er doch nur zwischen Tür und Angel mit ihm geredet hatte, und auch das nicht länger als fünf Minuten.

Egal, dachte Tengo. Wenigstens hatte Fukaeri nicht aufge-

macht. Wahrscheinlich würde der Kerl nicht mehr kommen. Diese Leute hatten eine gewisse Norm zu erfüllen, und Streitigkeiten mit Zahlungsunwilligen ermüdeten sie. Deshalb mieden sie lästige Adressen, um nicht unnütz Kräfte zu vergeuden, und sammelten die Rundfunkgebühren lieber dort ein, wo es leichter war.

Tengo sah wieder auf das Bett. Er musste an die zahllosen Schuhe denken, die sein Vater in all den Jahren auf seinen täglichen Runden als Kassierer durchgelaufen hatte. Er hatte stets das gleiche billige Modell getragen, schwarz, mit flachen Absätzen, und jedes Paar, bis es völlig abgewetzt, zerschlissen und heruntergetreten war. Als Halbwüchsigen hatte Tengo der Anblick der malträtierten Schuhe immer geschmerzt. Doch nicht sein Vater hatte ihm leidgetan, sondern die Schuhe, die ihn an geschundene, bis an den Rand des Todes ausgebeutete Lasttiere erinnerten, hatten sein Mitleid erweckt.

Aber war nicht, wenn er es recht bedachte, sein Vater jetzt auch eine solche sterbende Kreatur? War er denn etwas anderes als ein Paar abgetragene Schuhe?

Wieder sah Tengo aus dem Fenster und beobachtete die allmählich am westlichen Horizont untergehende Sonne. Er dachte an das schwache blauweiße Leuchten der Puppe aus Luft und an die in ihr ruhende, kindliche Aomame.

Ob die Puppe aus Luft noch einmal erscheinen würde?

Hatte die Zeit wirklich die Form einer Linie?

»Anscheinend stecke ich fest«, sagte Tengo zu den Wänden. »Es gibt zu viele Variablen. Zu viele, als dass ein ehemaliges Wunderkind sie beantworten könnte.«

Natürlich gaben die Wände keine Antwort. Sie reflektierten nur stumm die Farben des Sonnenuntergangs.

KAPITEL 4

Ushikawa

Ockbams Rasiermesser

Ushikawa konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass die alte Dame in der Villa in Azabu etwas mit dem Attentat auf den Leader zu tun hatte. Also zog er Erkundigungen über sie ein. Da sie eine bekannte Persönlichkeit von hohem gesellschaftlichen Ansehen war, nahm dies nicht viel Zeit in Anspruch. Ihr Mann hatte nach dem Krieg eine bedeutende Rolle in der Wirtschaft gespielt und auch über einen gewissen politischen Einfluss verfügt. Im Mittelpunkt seines Unternehmens standen Investitionen und Immobilien, aber er hatte seine Geschäfte auf eng mit dieser Branche verbundene Bereiche wie Einzelhandel und Transportwesen ausgedehnt. Nachdem er Mitte der 1950er Jahre gestorben war, hatte seine Frau das Unternehmen weitergeführt, wobei sie sich als sehr begabt erwies. Vor allem besaß sie die segensreiche Fähigkeit, Krisen vorauszusehen. Ende der 1960er Jahre wurde ihr die Leitung der Firmen zu viel, sie verkaufte systematisch und mit hohem Gewinn verschiedene Aktien. So verkleinerte sie nach und nach ihr Unternehmen und konzentrierte sich auf einige verbleibende Zweige. Auf diese Weise überstand sie die bald folgende Ölkrise relativ unbeschadet und konnte viel Kapital anhäufen. Sie verstand es, das, was für andere eine Krise war, zu

ihrem Vorteil zu wandeln.

Inzwischen war sie Mitte siebzig und hatte sich aus den Geschäften zurückgezogen. Sie besaß ein gewaltiges Vermögen und führte ein unbehelligtes und sorgloses Dasein in ihrer Villa. Warum sollte eine Frau aus wohlhabendem Haus, die einen schwerreichen Mann geheiratet hatte und nach seinem Tod noch wohlhabender geworden war, einen vorsätzlichen Mord planen?

Dennoch verstärkte Ushikawa seine Nachforschungen über die alte Dame. Erstens hatte er noch eine andere Spur entdeckt, und zweitens gab ihm das Frauenhaus zu denken, das sie unterhielt. Eigentlich war an dem Umstand, dass sie ein Haus für Opfer häuslicher Gewalt gestiftet hatte, nichts Ungeöhnliches. Es handelte sich um ein gesundes und lobenswertes gesellschaftliches Engagement. Sie besaß die finanziellen Mittel dazu, und die betroffenen Frauen waren sicher äußerst dankbar für die erwiesene Hilfe. Aber das Haus war für seinen Geschmack einfach zu stark bewacht. Das massive Eisentor, die Verriegelung, der Schäferhund, die vielen Überwachungskameras. Ushikawa konnte nicht umhin, etwas Übertriebenes daran zu finden.

Zunächst hatte er sich davon überzeugt, dass das Gebäude auf den Namen der alten Dame eingetragen war. Solche Informationen waren öffentlich, und ein Gang aufs Rathaus hatte genügt. Sowohl das Grundstück als auch das Gebäude befanden sich im persönlichen Besitz der alten Dame. Es lag auch keine Hypothek darauf. Alles war korrekt. Es war zwar eine jährliche Grundsteuer zu entrichten, aber diese Summe dürfte für sie unerheblich sein. Auch wegen der gerade geringen Erbschaftssteuer hatte es keine Schwierigkeiten gegeben. Dass Reiche sich so verhielten, kam äußerst selten vor. Soweit Ushi-

kawa wusste, gab es keinen Menschenschlag, der es so sehr hasste, Steuern zu zahlen, wie die Reichen.

Seit dem Tod ihres Mannes lebte die alte Dame, abgesehen von einigen Angestellten, die es vermutlich gab, allein in der großen Villa. Sie hatte zwei Kinder. Der Sohn war der Ältere und damit der Erbe des Unternehmens. Er hatte drei Kinder. Die Tochter der alten Dame war vor fünfzehn Jahren an einer Krankheit gestorben.

Es war ganz leicht gewesen, an diese Informationen heranzukommen. Doch als Ushikawa versuchte, tiefer in die persönlichen Hintergründe einzudringen, stieß er plötzlich gegen eine unüberwindliche Mauer. Alle Wege endeten hier, und er kam nicht weiter. Die Mauer war hoch, und alle Tore waren fest verschlossen. Ushikawa wurde klar, dass die alte Dame nicht die Absicht hatte, auch nur den geringsten Einblick in ihre Privatsphäre zu gestatten. Um das zu verhindern, schien sie erhebliche Mühen und Kosten aufzuwenden. Sie antwortete nie auf Fragen und äußerte sich zu nichts. So viel Material er auch durchforstete, er bekam kein einziges Foto von ihr zu Gesicht.

Ihr Name war im Telefonbuch des Bezirks Minato eingetragen. Ushikawa rief versuchsweise unter der Nummer an. Es war sein Stil, alle Dinge praktisch und frontal anzugehen. Das Klingelzeichen ertönte zweimal, und ein Mann hob ab. Ushikawa verwendete einen falschen Namen und gab sich als Mitarbeiter einer einschlägigen Wertpapierfirma aus. »Ich würde gern mit der gnädigen Frau über ihre Investmentfonds sprechen«, begann er. »Die gnädige Frau kommt nicht ans Telefon«, erwiderte der Mann. »Alle Geschäfte werden von mir erledigt.« Er hatte eine geschäftsmäßige und irgendwie synthetisch klingende Stimme. Ushikawa sagte, es gehöre zu den Grundsätzen seiner Firma, vertrauliche Inhalte niemals an

Dritte weiterzugeben. Daher würde er der gnädigen Frau die Dokumente in einigen Tagen auf dem Postweg zusenden. Das wäre sehr freundlich, entgegnete sein Gegenüber. Sie legten auf.

Obgleich er nicht mit der alten Dame hatte sprechen können, war Ushikawa nicht enttäuscht. Im Grunde hatte er nichts anderes erwartet. Ihn interessierte nur, warum die alte Dame so weit ging, um ihre Privatsphäre zu schützen. Sie war wirklich sehr vorsichtig. Offenbar wurde sie im Inneren ihrer Villa von mehreren Personen abgeschirmt. Diesen Eindruck hatte ihm der Ton des Mannes am Telefon – wahrscheinlich ein Sekretär – vermittelt. Ihr Name stand zwar im Telefonbuch, aber persönlich mit ihr sprechen durfte nur eine begrenzte Anzahl von Menschen. Die anderen wurden aussortiert und sogleich entfernt, wie Ameisen, die versuchten, in eine Zuckerdose zu gelangen.

Ushikawa gab sich als Wohnungssuchender aus und klapperte die Maklerbüros in der Nachbarschaft ab, um unauffällig Erkundigungen über das Frauenhaus einzuziehen. Die meisten wussten nicht einmal, dass das Haus überhaupt existierte. Grundsätzlich vermittelte man hier nur erstklassige Objekte, und an einem einstöckigen Mietshaus aus Holz bestand keinerlei Interesse. Nachdem man Ushikawas Gesicht und Kleidung kurz gemustert hatte, würdige man ihn keines weiteren Blickes. Wahrscheinlich wäre selbst ein regennasser, schwanzloser, rüddiger Hund mit etwas mehr Wärme behandelt worden.

Als Ushikawa schon fast aufgeben wollte, fiel ihm ein kleines, alteingesessen wirkendes Maklerbüro ins Auge. Ein alter Mann mit vergilbter Gesichtsfarbe hütete es. »Ach ja, das«, sagte er, als Ushikawa ihn nach dem Holzhaus fragte, und erzählte ihm von sich aus eine ganze Menge. Der Alte, der das Aussehen einer ausgedörrten, zweitklassigen Mumie hatte, kannte das Viertel wie seine Westentasche und schien begierig, seine Kenntnisse mitzuteilen.

»Das Haus gehört Frau Okata. Ja, früher einmal war es ein Mietshaus. Warum Herr Okata es besaß, weiß ich nicht. Eigentlich hatte er es nicht nötig, Wohnungen zu vermieten. Anscheinend wurde es sowieso meist als Unterkunft für die Dienerschaft genutzt. Was jetzt damit ist, weiß ich nicht. Ach ja, doch, jetzt ist es wohl so eine Art Stift für misshandelte Frauen«, sagte der Alte und lachte keckernd wie ein Specht.

»Ach? Ein Frauenhaus?«, sagte Ushikawa und bot ihm eine Seven Star an. Der Alte nahm die Zigarette, steckte sie sich mit Ushikawas Feuerzeug an und rauchte genüsslich. Wahrscheinlich hatte er schon lange mal wieder eine Seven Star rauchen wollen, dachte Ushikawa.

»Ja, sie verstecken dort Frauen, die Dresche von ihren Männern bezogen haben und mit geschwollener Nase abgehauen sind. Natürlich verlangen sie keine Miete.«

»Aha, ein Dienst an der Gesellschaft«, sagte Ushikawa.

»Ja, so ungefähr. Sie hatte das Haus quasi übrig, deshalb dient es jetzt dazu, Menschen in Not zu helfen. Und weil sie unermesslich reich ist, kann sie tun und lassen, was sie will, ohne sich um Gewinn und Verlust zu kümmern. Im Gegensatz zu uns, dem gemeinen Volk.«

»Aber warum hat Frau Okata ausgerechnet ein Frauenhaus gestiftet? Gab es dafür einen besonderen Anlass?«

»Sie ist eben sehr reich, und vielleicht ist es so was wie ein Zeitvertreib.«

»Aber es ist doch eine gute Sache, wenn jemand zum Zeitvertreib von sich aus etwas für Hilfsbedürftige tut«, sagte Ushikawa und lächelte. »Nicht alle, die Geld haben, tun das.«

»Ja, klar, ganz bestimmt ist das gut. Ich habe meine Frau früher auch immer vermöbelt«, sagte der Alte. Er lachte und riss dabei den Mund mit den fehlenden Zähnen weit auf. Als sei es eine der größten Vergnügungen des Lebens, die eigene Frau zu schlagen.

»Und wie viele Frauen leben jetzt dort?«, fragte Ushikawa.

»Obwohl ich jeden Morgen auf meinem Spaziergang dort vorbeikomme, habe ich noch nie jemanden gesehen. Aber es scheinen immer mehrere Personen dort zu wohnen. Männer, die ihre Weiber verdreschen, gibt es ja im Überfluss.«

»Ja, es gibt mehr Menschen, die nichts Gutes tun, als solche, die Gutes tun.«

Der Alte riss wieder den Mund auf und lachte. »Sie sagen es. Auf dieser Welt gibt es weitaus mehr Übeltäter als Wohltäter.«

Anscheinend hatte der Alte aus irgendeinem Grund Gefallen an Ushikawa gefunden. Ushikawa fühlte sich entspannt.

»Wie ist diese Frau Okata denn eigentlich so?«, erkundigte er sich leutselig.

»Ach, ich kenne sie gar nicht«, sagte der Alte und zog grimmig die Augenbrauen zusammen wie der Geist eines toten Baumes. »Sie lebt sehr zurückgezogen. Wir haben das Büro hier schon ewig, und trotzdem habe ich sie nur ein paarmal von weitem gesehen. Wenn sie ausgeht, lässt sie sich chauffieren. Die Einkäufe macht ihre Haushälterin. Eine Art Sekretär hat sie auch, der erledigt wohl das meiste für sie. Diese stinkreichen, vornehmen Pinkel geben sich nicht mit uns gemeinem Volk ab.« Er zog eine Grimasse und zwinkerte Ushikawa aus seinem runzligen Gesicht zu.

Dem »gemeinen Volk« fiel in dem Gespräch offenbar eine besondere Rolle zu. Aus irgendeinem Grund schien der Alte sie beide dieser Gesellschaftsgruppe zuzuordnen.

»Wann hat Frau Okata denn dieses Haus für Opfer häuslicher Gewalt gegründet?«, fragte Ushikawa.

»So genau weiß ich das auch nicht. Ich habe nur von Nachbarn davon gehört. Wann war das nur? Dieses plötzliche Kommen und Gehen in dem Haus hat vor ungefähr vier Jahren angefangen. Vier, fünf Jahre, so um den Dreh.« Der Alte nahm seinen Becher und trank von seinem erkalteten Tee. »Damals wurde das Tor erneuert und das Haus plötzlich streng bewacht. Wie eine richtige Festung, wissen Sie. Da

kommt keiner so leicht rein, und die da drin haben ihre Ruhe.«

Dann sah der Alte Ushikawa forschend an, als sei er plötzlich in die Realität zurückgekehrt. »Und Sie, Sie suchen eine geeignete Mietwohnung?«

»Ja, genau.«

»Da müssen sie sich woanders umschauen. Sie sind hier in einer Villengegend. Es gibt zwar ein paar Mietobjekte, aber das sind teure Apartments, die an ausländische Konsulatsangestellte vermietet werden. Früher konnten auch normale Leute, die nicht reich waren, hier wohnen. Wir haben früher solche Wohnungen vermittelt. Aber heutzutage gibt es so etwas nicht mehr. Deshalb denke ich auch daran, mein Büro zu schließen. Die Grundstückspreise in der Innenstadt sind wahnsinnig gestiegen. Kleine Unternehmen wie wir können da nicht mehr mithalten. Wenn Sie nicht gerade reich sind, sollten Sie lieber woanders suchen.«

»Da haben Sie recht«, sagte Ushikawa. »Es ist nicht gerade etwas, womit man sich brüstet, aber Geld habe ich wirklich keins. Also probiere ich es lieber anderswo.«

Mit einem Seufzer stieß der Alte den Rauch aus. »Wenn Frau Okata stirbt, muss früher oder später auch ihre Villa dran glauben. Der Sohn ist nämlich ein gewiefter Geschäftsmann. Ein so großes Grundstück in bester Lage wird er bestimmt nicht ungenutzt lassen. Er wird keine Zeit verlieren und dort sofort Luxusapartments bauen. Wahrscheinlich hat er schon alles genau geplant.«

»Da wird sich Ihr Viertel ganz schön verändern, was? So ruhig wird es nicht bleiben.«

»Ja, mit der Ruhe ist es dann ein für alle Mal vorbei.«

»In welcher Branche ist denn der Sohn?«

»Eigentlich ist er auch Makler, also in der gleichen Branche wie ich. Aber zwischen uns besteht ein Unterschied wie zwischen einem Rolls Royce und einem Drahtesel. Die schieben Unsummen von Kapital hin und her und machen Riesengeschäfte. Saugen alles bis auf den letzten Tropfen aus. Nicht ein Krümel fällt für unsereinen ab. Eine schlechte Welt ist das geworden.«

»Ich habe mich vorhin etwas umgeschaut. Sehr beeindruckend. Wirklich ein prachtvolles Anwesen.«

»Ja, selbst in dieser Gegend ist es das prächtigste. Bei der bloßen Vorstellung, dass diese herrlichen Weiden einmal gefällt werden könnten, blutet mir das Herz«, klagte der Alte und schüttelte bekümmert den Kopf. »Hoffentlich ist Frau Okata noch ein langes Leben beschert.«

»Ja, das ist zu hoffen«, pflichtete Ushikawa ihm bei.

Als nächstes rief Ushikawa bei der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* an, deren Nummer zu seinem Erstaunen im Telefonbuch stand. Es handelte sich um eine gemeinnützige Organisation, die von mehreren Rechtsanwälten ehrenamtlich geleitet wurde und eng mit dem Frauenhaus der alten Dame zusammenarbeitete. Ushikawa gab sich wie üblich als Vertreter der *Stiftung für neue japanische Wissenschaften und Künste* aus. Er bat um einen Termin und deutete die Möglichkeit einer finanziellen Spende an. Datum und Uhrzeit wurden festgesetzt.

Als Ushikawa dort ankam, überreichte er seine Visitenkarte (die gleiche, die er auch Tengo gegeben hatte) und erklärte, es sei eines der Ziele dieser Körperschaft, pro Jahr eine gemeinnützige Organisation auszuwählen, die hervorragende Dienste an der Gesellschaft leiste, und diese mit einem Fördergeld zu bedenken. Die *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* gehöre zu den Kandidaten. Den Namens des Sponsors dürfe er nicht nennen, die Verwendung der Fördergelder sei jedoch an keine Vorgaben und Verpflichtungen gebunden, außer der, nach Ablauf des Jahres einen kurzen Bericht zu verfassen.

Natürlich war der erste Eindruck, den die jungen Anwälte von Ushikawa hatten, nicht gerade positiv. Aufgrund seines Äußeren gelang es ihm nie, auf Anhieb sympathisch und vertrauenswürdig zu erscheinen. Allerdings litt die Beratungsstelle unter chronischem Geldmangel, und so war jede Hilfe

willkommen. Man nahm Ushikawa seine Geschichte sofort ab, obwohl es eine Menge Raum für Zweifel gegeben hätte.

Ushikawa äußerte den Wunsch, mehr über die inhaltliche Arbeit der Beratungsstelle zu erfahren. Also schilderte man ihm die Geschichte ihrer Entstehung und wer sie auf welche Weise ins Leben gerufen hatte. Ushikawa langweilte sich grässlich; dennoch lauschte er aufmerksam und mit einer Miene, die äußerstes Interesse vorspiegelte. Dabei murmelte er immer wieder zustimmend, nickte beifällig und machte ein leutseliges Gesicht. Auf diese Weise gewann er zunehmend das Vertrauen der jungen Leute. Jetzt, auf den zweiten Blick, kam er ihnen gar nicht mehr so verdächtig vor. Ushikawa war ein gewiefter Zuhörer und wickelte durch sein aufrichtig wirkendes Interesse die meisten Menschen um den Finger.

Bei passender Gelegenheit lenkte er das Gespräch beiläufig auf das Frauenhaus. Wo denn die bedauernswerten Frauen auf ihrer Flucht vor der häuslichen Gewalt Unterschlupf fanden, falls sie selbst keinen sicheren Ort kannten, fragte er mit einer Miene herzlichster Anteilnahme am Schicksal jener, die wie Blätter von einem gnadenlosen Sturm vom Baum gerissen und davongetrieben wurden.

»Für solche Fälle halten wir mehrere sichere Unterkünfte bereit«, sagte der junge Anwalt.

»So etwas wie Frauenhäuser, ja?«

»Ja, Wohnraum, in dem wir die Frauen zeitweise unterbringen können. Viel ist es nicht, aber es gibt doch immer ein paar Freiwillige, die uns etwas zur Verfügung stellen. Zum Beispiel haben wir von einer Person ein ganzes Haus bekommen.«

»Ein ganzes Haus!« Ushikawa zeigte sich gebührend beeindruckt. »Dass es auf der Welt noch solche Menschen gibt.«

»Wenn die Presse über unsere Aktivitäten berichtet, mel-

den sich öfter Leute, die uns unterstützen möchten. Ohne sie könnte unsere Organisation nicht überleben. Denn wir bestreiten unsere Aktivitäten fast ausschließlich aus eigener Tasche.«

»Sie leisten sehr bedeutende Arbeit«, sagte Ushikawa.

Auf dem Gesicht des jungen Anwalts erschien ein argloses Lächeln. Wieder einmal dachte Ushikawa, dass niemand so leicht zu betrügen war, wie Menschen, die davon überzeugt waren, das Richtige zu tun.

»Wie viele Frauen leben denn augenblicklich in dem Haus?«

»Ihre Zahl variiert, aber meistens sind es vier oder fünf«, sagte der Anwalt.

»Wie ist denn die Person, die das Haus zur Verfügung stellt, an Ihr Projekt gelangt?«, fragte Ushikawa. »Da gab es doch sicher einen Anlass, nicht wahr?«

Der Anwalt zuckte die Schultern. »Darüber sind wir im Einzelnen nicht informiert. Sie scheint allerdings schon früher auf diesem Gebiet aktiv gewesen zu sein. Jedenfalls sind wir ihr sehr dankbar für ihre großzügige Spende. Wenn die betreffende Person ihre Gründe nicht von sich aus nennt, fragen wir auch nicht danach.«

»Gewiss.« Ushikawa nickte. »Wahrscheinlich muss der Standort auch mehr oder weniger geheim bleiben, nicht wahr?«

»Ja, die Frauen müssen natürlich geschützt werden. Außerdem möchten auch viele freiwillige Helfer anonym bleiben. Immerhin haben wir es hier mit gewalttätigem Verhalten zu tun.«

Sie setzten das Gespräch noch eine Weile fort, aber Ushikawa bekam nicht mehr viel Konkretes aus dem Anwalt heraus.

Alles Folgende hatte er im Großen und Ganzen bereits gewusst. Die Beratungsstelle war vor etwa vier Jahren eröffnet worden, und die »Freiwillige« hatte sich wenig später auf einen Zeitungsartikel hin gemeldet und ein leerstehendes Gebäude als Frauenhaus zur Verfügung gestellt. Zur Bedingung hatte sie gemacht, dass ihr Name nicht genannt wurde, aber alles wies darauf hin, dass es sich bei der Spenderin um die alte Dame aus Azabu und bei dem Frauenhaus um das Holzgebäude in ihrem Besitz handelte.

»Ich danke Ihnen sehr, dass sie mir so viel von Ihrer kostbaren Zeit gewidmet haben«, sagte Ushikawa in herzlichem Ton zu den idealistischen jungen Leuten. »Offenbar leisten Sie hier ganz hervorragende Arbeit. Wenn Sie erlauben, werde ich dies bei unserer nächsten Vorstandssitzung zur Sprache zu bringen und mich baldmöglichst wieder mit Ihnen in Verbindung setzen. Ich wünsche Ihnen noch viel Erfolg.«

Ushikawas weitere Nachforschungen galten der verstorbenen Tochter der alten Dame. Die junge Frau hatte einen hohen Beamten aus dem Verkehrsministerium geheiratet und war bei ihrem Tod erst sechsunddreißig Jahre alt gewesen. Was die genaue Todesursache gewesen war, konnte er nicht herausfinden. Ihr Mann hatte bald nach ihrem Dahinscheiden das Verkehrsministerium verlassen. Warum er so plötzlich seine vielversprechende Laufbahn aufgeben und welchen Weg er danach eingeschlagen hatte, lag im Dunkeln. Vielleicht hatte der Rücktritt von seinem Amt etwas mit dem Tod seiner Frau zu tun, vielleicht aber auch nicht. Das Verkehrsministerium war keine Behörde, die einem Normalbürger bereitwillig Einblick in ihre Interna gewährte. Aber Ushikawa verließ sich auf seinen guten Riecher, und irgendetwas stimmte da nicht. Er konnte einfach nicht glauben, dass ein solcher Mann aus Kummer über den Verlust seiner Frau auf seine Karriere verzichtete und sich völlig aus der Öffentlichkeit zurückzog.

Ushikawa wusste, dass die Zahl der Frauen, die mit sechsunddreißig Jahren an einer Krankheit starben, nicht besonders hoch war. Natürlich gab es nichts, was es nicht gab. Menschen konnten in jedem Alter plötzlich erkranken und sterben, ganz gleich, in welchen gesegneten Umständen sie auch lebten. Auch ein junger Mensch konnte Krebs, einen Hirntumor, eine Bauchfellentzündung oder eine akute Lungenentzündung bekommen. Der menschliche Körper war fragil und verwundbar. Aber wenn eine Frau, die in so privilegierten Verhältnissen

lebte, mit sechsunddreißig Jahren verstarb, war es weitaus wahrscheinlicher, dass es sich um einen Unfall oder einen Selbstmord handelte.

Nehmen wir einmal das berühmte Ockbamsche Rasiermesser zu Hilfe, dachte Ushikawa und rieb sich bedächtig die Hände, und stellen eine möglichst simple Hypothese auf. Unnötige Faktoren lassen wir vorläufig beiseite und betrachten die Abfolge unter rein logischen Gesichtspunkten.

Angenommen also, die Tochter der alten Dame war nicht an einer Krankheit gestorben, sondern hat Selbstmord begangen. Sicher wäre es nicht besonders schwer gewesen, die Öffentlichkeit zu täuschen und den Selbstmord als natürlichen Tod zu deklarieren. Vor allem für jemanden, der über entsprechenden Einfluss und die nötigen Mittel verfügte. Und warum nicht noch einen Schritt weitergehen und annehmen, die Tochter sei ein Opfer häuslicher Gewalt geworden und habe aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende bereitet? Auch das war nicht ausgeschlossen. Es war eine allgemein bekannte Tatsache, dass nicht unerhebliche Teile der sogenannten Elite – gewissermaßen überproportional im gesellschaftlichen Gesamtdurchschnitt – einen unduldsamen Charakter und perverse Neigungen besaßen.

Wie hätte sich die alte Dame als Mutter verhalten? Hätte sie gedacht, das ist Schicksal, da kann man nichts machen, und einfach resigniert? Nein, auf keinen Fall. Ganz bestimmt hätte sie demjenigen, der ihre Tochter in den Tod getrieben hatte, eine angemessene Strafe erteilt. Ushikawa hatte mittlerweile eine gewisse Vorstellung vom Charakter der alten Dame. Sie war eine mutige, kluge Frau, die einen klaren Blick hatte und ihre Entscheidungen ohne auch nur eine Sekunde zu zögern und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln in die Tat um-

setzte. Jemanden, der einem von ihr geliebten Menschen ein Leid zufügte, das ihn sogar das Leben kostete, würde sie bestimmt nicht ungeschoren davonkommen lassen.

Welche Art von Rache sie an dem Mann genommen hatte, konnte Ushikawa nicht in Erfahrung bringen. Er schien sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben. Ushikawa glaubte nicht, dass die alte Dame den Mann getötet hatte. Sie war ein besonnener, wohlüberlegt handelnder Mensch von großem Weitblick. Etwas so Brutales würde sie nicht tun. Allerdings zweifelte er nicht daran, dass es sich um eine besonders wirk-same Maßnahme gehandelt hatte. Doch ganz gleich, was sie dem Mann angetan hatte, es war kaum vorstellbar, dass sie un-lieb-same Spuren hinterlassen hatte.

Aber der Zorn und die Verzweiflung einer Mutter, der man die Tochter geraubt hatte, war nicht allein durch persönliche Rache zu stillen. Also bot die alte Dame, als sie aus der Zei-tung von der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* erfuhr, ihre Mitarbeit an und stellte das ungenutzte Haus in Azabu kostenlos und unter der Bedingung, dass ihr Name nicht ge-nannt wurde, in den Dienst der Sache. Zugleich konnte sie auf diese Weise ihren Durst nach Rache sublimieren.

Bis dahin fand er seine Vermutungen einigermaßen logisch, auch wenn sie keine konkrete Basis hatten. All das war nicht mehr als eine Ansammlung von Hypothesen. Träfe seine Theorie jedoch zu, wären eine Menge Fragen vorläufig gelöst gewesen. Ushikawa leckte sich die Lippen und rieb sich geräuschvoll die Hände. Was sich weiter abgespielt hatte, war allerdings ziemlich unklar.

Die alte Dame lernte wohl in einem Sportstudio, das sie regelmäßig besuchte, die junge Trainerin Aomame kennen. Was der Anlass war, wusste er nicht, jedenfalls kam es zu einer heimlichen und sehr engen Verbindung. Man traf exakte Vorbereitungen, Aomame wurde in das Zimmer im Hotel Okura eingeschleust und tötete den Leader. Auf welche Weise blieb ungewiss. Vielleicht verfügte Aomame über eine besondere Technik, mit deren Hilfe sie den Leader unter den wachsamen Blicken seiner treuen Leibwächter umgebracht hatte.

Bis hierher ließ der feine Faden seiner Argumentation sich spinnen. Völlig ratlos jedoch stand Ushikawa vor der Frage, welche Beziehung zwischen dem Leader der Vorreiter und der *Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt* bestand. An dieser Stelle wurde der Fluss seiner Gedanken blockiert und sein schöner, durchgehender Faden von einem scharfen Rasiermesser durchtrennt.

Was die Vorreiter von Ushikawa wollten, waren Antworten auf zwei Fragen:

1. Wer hatte die Ermordung des Leaders geplant?

2. Wo war Aomame?

Die anfänglichen Nachforschungen über Aomame hatte ebenfalls Ushikawa angestellt. Er verfügte über Routine, denn er hatte schon früher ähnliche Erkundigungen eingezogen. Damals war er zu dem Schluss gelangt, dass Aomame sauber war. Er hatte nirgendwo etwas Verdächtiges entdeckt und dies der Sekte berichtet. Daraufhin war Aomame in die Suite im Hotel Okura bestellt worden und hatte ihr Muskelstretching durchgeführt. Als sie wieder ging, war der Leader tot. Sie selbst verschwand spurlos. Wie Rauch, vom Winde verweht. Aufgrund dessen hegte die Sekte nun, gelinde ausgedrückt, starke Vorbehalte gegen Ushikawa. Man vermutete, er sei nicht gründlich genug vorgegangen.

Doch in Wahrheit waren seine Recherchen wie immer lückelos gewesen. Er hatte es dem Kahlen bereits gesagt: Er, Ushikawa, schlampete nicht bei seiner Arbeit. Dass er die Aufzeichnungen der Telefonate nicht vorher überprüft hatte, war sicherlich ein Versäumnis, aber unter derart eindeutigen Umständen ging er im Allgemeinen nie so weit. Zumal sich im Laufe seiner Nachforschungen nicht ein einziger Verdachtsmoment ergeben hatte.

Jedenfalls durfte Ushikawa nicht zulassen, dass dieser schlechte Eindruck an ihm hängenblieb. An der Bezahlung war nichts auszusetzen, vor allem aber war mit den Vorreitern nicht zu spaßen. Allein durch sein Wissen, dass sie den Leichnam des Leaders heimlich beseitigt hatten, war er bereits zu einer Gefahr für sie geworden. Er musste beweisen, dass er ein fähiger, nützlicher Mensch war, indem er die Sache in den Griff bekam. Er hatte keinen konkreten Beweis, dass die alte Dame in Azabu an der Ermordung des Leaders beteiligt war. Im Au-

genblick gehörte all das noch ins Reich der Spekulation, aber sein Instinkt sagte ihm, dass sich in der von prächtigen Weiden umgebenen Villa ein tiefes Geheimnis verbarg. Er musste die Wahrheit herausfinden, doch das war keine leichte Aufgabe. Seine Gegner waren wachsam und erhielten zweifellos Hilfe von Profis. Ob es Yakuza waren?

Vielleicht. Im Geschäftsleben, ganz besonders in der Immobilienbranche, hatten häufig Yakuza ihre Finger im Spiel. Man überließ ihnen gern die Drecksarbeit. Es war nicht völlig ausgeschlossen, dass die alte Dame ihre Dienste in Anspruch nahm. Allerdings bezweifelte Ushikawa das. Sie kam aus zu gutem Hause, um sich mit solchem Gesindel abzugeben. Und ausgerechnet, um Opfer häuslicher Gewalt zu schützen. Nein, wahrscheinlich hatte sie sich einen eigenen Sicherheitsapparat aufgebaut. Ein raffiniertes, privates System. Und dieses System konnte, wenn nötig, auch gewaltsame Züge annehmen. Das kostete sicher einiges, aber Geld hatte sie ja genug.

Wenn Ushikawa richtig vermutete, hatte Aomame die Unterstützung der alten Dame und hielt sich jetzt in einem fernen Versteck auf. Bestimmt hatte man ihre Spuren sorgfältig getilgt, und sie hatte eine neue Identität erhalten. Eventuell hatte sie sogar ihr Äußeres verändert. In diesem Fall wäre es für Ushikawa nahezu unmöglich, ihr durch detaillierte Nachforschungen zu ihrer Person auf die Spur zu kommen. Vorläufig blieb ihm also nichts anderes übrig, als an der alten Dame in Azabu dranzubleiben. Vielleicht würde er irgendeinen Riss in dem Gefüge entdecken, und es würde ihm gelingen, Aomames Witterung aufnehmen. Vielleicht auch nicht. Aber sein unfehlbarer Instinkt und seine Zähigkeit, wenn er sich einmal in etwas verbissen hatte, waren Ushikawa Stärken. Tatsächlich fragte er sich, ob er sonst noch irgendwelche nennenswerten

Eigenschaften besaß. Welcher anderen Fähigkeit konnte er sich wohl rühmen? *Keiner einzigen*, gab er sich selbst überzeugt zur Antwort.

KAPITEL 5

Aomame

Wir kriegen Sie

Eingesperrt zu sein und ein eintöniges, einsames Leben zu führen bedeutete keine besondere Härte für Aomame. Gegen halb sieben Uhr morgens stand sie auf und nahm ein kleines Frühstück zu sich. Etwa eine Stunde lang wusch und bügelte sie und putzte die Böden. Am späteren Vormittag trainierte sie anderthalb Stunden lang intensiv an den Geräten, die Tamaru ihr hatte bringen lassen. Als professionelle Trainerin wusste sie genau, welche Muskeln jeden Tag wie stark beansprucht werden sollten, welche Gewichte sinnvoll waren und wann es zu viel wurde.

Mittags nahm sie hauptsächlich Salat und Obst zu sich. Am Nachmittag setzte sie sich aufs Sofa, um zu lesen. Anschließend machte sie einen kurzen Mittagsschlaf. Die Zubereitung ihrer Abendmahlzeit nahm etwa eine Stunde in Anspruch. Meist aß sie noch vor sechs Uhr. Nach Sonnenuntergang ging sie auf den Balkon, setzte sich auf den Gartenstuhl und beobachtete den Spielplatz. Um halb elf ging sie zu Bett. Obwohl dieser Ablauf sich täglich wiederholte, empfand sie ihr Leben nicht als langweilig.

Aomame war kein geselliger Mensch und konnte längere Zeit ohne Gesprächspartner auskommen, ohne sich unwohl

zu fühlen. Schon in der Grundschule hatte sie kaum mit anderen Kindern gesprochen. Die bittere Wahrheit war, dass niemand mit ihr geredet hatte, solange es nicht unbedingt nötig war. Sie war eine »blöde« Außenseiterin, wurde geschnitten und ausgegrenzt. Aomame fand das nicht fair. Wäre sie von sich aus unleidlich gewesen, hätte sie sich vielleicht damit abgefunden. Aber sie konnte ja nichts dafür, denn ein Kind muss tun, was seine Eltern von ihm verlangen. Sonst kann es nicht überleben. So war Aomame gezwungen, auch in der Schule vor dem Mittagessen laut zu beten und sonntags mit ihrer Mutter die halbe Stadt abzuklappern, um Leute zu bekehren. Aus religiösen Gründen durfte sie weder an Ausflügen zu Tempeln oder Schreinen noch an der Weihnachtsfeier teilnehmen. Ganz zu schweigen von den abgelegten Kleidern, die sie tragen musste. Aber das konnten die anderen Kinder nicht wissen, oder vielleicht wollten sie es auch gar nicht wissen. Sie fanden Aomame einfach nur unheimlich. Selbst die Lehrer schienen sich durch ihre Existenz gestört zu fühlen.

Natürlich hätte sie ihren Eltern etwas vorlegen und sich vor dem mittäglichen Gebet in der Schule drücken können. Aber das wollte sie nicht. Zum einen, um Gott – ob es ihn nun gab oder nicht – nicht zu betrügen, und zum anderen aus Wut über ihre Klassenkameraden. *Wenn sie mich schon unheimlich finden, dann kann ich auch so unheimlich sein, wie es mir passt*, dachte Aomame. So betete sie eigentlich eher aus Trotz gegen ihre Mitschüler und aus Stolz, weil sie sich im Recht fühlte.

Es war eine Qual für sie, jeden Morgen aufzustehen und sich anzuziehen, um in die Schule zu gehen. Häufig bekam sie vor lauter Angst Durchfall oder musste sich erbrechen. Mitunter hatte sie Fieber und Kopfschmerzen und fühlte sich wie gelähmt. Dennoch fehlte sie während der ganzen Schulzeit nicht

an einem Tag. Andernfalls hätte sie sich vielleicht nie wieder dazu überwinden können, in die Schule zu gehen. Aber das hätte bedeutet, dass sie vor ihren Mitschülern und Lehrern kapitulierte. Sicher wären sie sogar erleichtert gewesen, wäre sie dem Unterricht ferngeblieben, und diese Erleichterung gönnte Aomame ihnen nicht. Also schleppte sie sich Tag für Tag in die Schule, auch wenn sie noch so kaputt war. Stumm und mit zusammengebeissenen Zähnen.

Verglichen mit diesen Qualen war es für Aomame ein Leichtes, allein in einer luxuriösen Wohnung eingesperrt zu sein, ohne mit jemandem reden zu können. Im Gegensatz dazu, was es bedeutet hatte, inmitten des fröhlichen Geplauders anderer Menschen zu andauerndem Schweigen verurteilt zu sein, war es ein Kinderspiel, an einem Ort zu schweigen, an dem sonst niemand war. Außerdem hatte sie genügend Bücher. Sie hatte mit Proust angefangen, achtete aber darauf, nie mehr als zwanzig Seiten an einem Tag zu lesen. Sie ließ sich Zeit *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* und las sehr gründlich, Wort für Wort. Anschließend nahm sie eine andere Lektüre zur Hand. Vor dem Einschlafen las sie stets ein paar Seiten aus *Die Puppe aus Luft*, das sie gewissermaßen als Handbuch für ihr Leben im Jahre 1984 betrachtete. Außerdem hatte Tengo diese Sätze geschrieben.

Sie hörte auch Musik. Die alte Dame hatte ihr einen Karton Kassetten mit klassischer Musik geschickt: Symphonien von Mahler, Kammermusik von Haydn, Klaviermusik von Bach und auch verschiedene Aufnahmen der *Sinfonietta*. Zu einer von ihnen absolvierte sie ihr tägliches Training.

Leise schritt der Herbst voran. Während die Tage vergingen, bekam Aomame das Gefühl, ihr Körper werde allmählich transparent. Sie bemühte sich, möglichst nicht nachzudenken, was ihr natürlich nicht immer gelang. Wo Leere entsteht, entsteht auch der Drang, sie zu füllen. Zumindest musste sie niemanden hassen. Sie hatte keine Mitschüler oder Lehrer und war kein hilfloses Kind mehr, dem eine religiöse Überzeugung aufgezwungen wurde. Mit Männern, die ihre Frauen misshandelten, war sie auch nicht mehr konfrontiert. Fast unbemerkt war auch der Zorn verflogen, der mitunter wie eine Woge über ihr zusammengeschlagen war, und mit ihm die heftigen Gefühlsausbrüche, bei denen sie sinnlos gegen die Wand hätte hämmern mögen. Warum er fort war, wusste sie nicht, aber er kam nicht wieder. Und Aomame war dankbar dafür. Nie wieder wollte sie jemandem ein Leid antun. Auch sich selbst nicht.

In Nächten, in denen sie nicht schlafen konnte, dachte sie an Tamaki Otsuka und Ayumi Nakano. Wenn sie die Lider schloss, wurde die Erinnerung an ihre Umarmungen lebendig. Beide hatten geschmeidige, schöne, warme Körper, und ihr Fleisch verhieß Liebe und Geborgenheit. Junges Blut floss in ihnen, und ihre Herzen schlugen in regelmäßigem und wohl-tönend. Leises Seufzen und Kichern ertönte. Schlanke Finger, steife Brustwarzen, glatte Schenkel ... Aber beide waren nicht mehr auf dieser Welt.

Laut- und gestaltlos wie weiches, dunkles Wasser strömte die Trauer in Aomames Herz. Sie dachte mit aller Kraft an Tengo. Weckte in sich die Erinnerung an seine Hand, die sie damals in dem leeren Klassenzimmer gehalten hatte. Sie rief sich vor Augen, wie er auf der Rutschbahn gesessen hatte, und stellte sich vor, wie er sie in die Arme nahm, in die starken Armen eines dreißigjährigen Mannes.

Er war in ihrer Reichweite gewesen.

Vielleicht kann ich ihn beim nächsten Mal wirklich erreichen, dachte sie. Sie schloss die Augen und überließ sich ihrer Sehnsucht.

Aber was soll aus mir werden, wenn ich ihn nie wiedersehe? Aomames Herz zog sich zusammen. Alles war einfacher gewesen, als kein wirklicher Berührungspunkt mit Tengo existiert hatte. Dem erwachsenen Tengo zu begegnen war nicht mehr als ein Traum, eine abstrakte Idee gewesen. Doch nun, wo sie ihn tatsächlich gesehen hatte, war sie viel stärker von ihm beeindruckt. Sie wollte unter allen Umständen zu ihm. Ihn umarmen und überall liebkosten. Allein der Gedanke, dass sich dies als unmöglich herausstellen könnte, gab ihr das Gefühl, körperlich und seelisch entzweigerissen zu werden.

Vielleicht hätte ich mir vor dem Plakat mit dem Esso-Tiger doch eine Kugel durch den Kopf jagen sollen, dachte sie. *Dann wäre ich jetzt tot und müsste mich nicht quälen.* Aber sie hatte ja gar nicht mehr abdrücken können, als die ferne Stimme ihren Namen gerufen hatte. Unvermittelt hatte die Vorstellung, Tengo wiederzusehen, von ihr Besitz ergriffen, sodass sie ganz einfach weiterleben musste. Selbst wenn sie ihn damit in Gefahr bringen würde, wie der Leader behauptet hatte, konnte sie sich nicht anders entscheiden. Ein starker, fast irrationaler Lebenswille war in ihr aufgewallt. Und nun loderte dieses heftige Ver-

langen nach Tengo in ihr. Ein unstillbarer Durst und eine verzweifelte Hoffnung.

Aomame erkannte, dass darin der Sinn ihres Weiterlebens lag. Die Hoffnung ist der Brennstoff und Lebenszweck des Menschen. Ohne Hoffnung kann ein Mensch nicht leben. Aber es war wie mit einer Münze. Ob Kopf oder Zahl, das wusste man erst, wenn man sie geworfen hatte. Die Angst drückte ihr das Herz zusammen. So sehr, dass sämtliche Knochen in ihrem Leib krachten.

Sie nahm die Pistole und setzte sich an den Esstisch. Sie zog den Schlitten zurück, die Patrone glitt in die Kammer, sie spannte mit dem Daumen den Hahn und steckte sich den Lauf in den Mund. Als sie den rechten Zeigefinger leicht bewegte, ließ das Gefühl der Zerrissenheit sofort nach. Nur ein winziges Stückchen noch. *Ich brauche den Zeigefinger nur noch einen Zentimeter, nein, fünf Millimeter, anzuziehen*, dachte Aomame, *und ich gebe in eine Welt der leidlosen Stille ein*. Nur ein kurzer Schmerz und danach ein barmherziges Nichts. Sie schloss die Augen. Der Esso-Tiger mit dem Benzinschlauch in der Pfote lächelte sie freundlich an. *Pack den Tiger in den Tank*.

Sie zog den stählernen Lauf aus dem Mund und schüttelte langsam den Kopf.

Sie konnte nicht sterben. Vor dem Balkon war der Park, und in dem Park war die Rutschbahn, und solange sie die Hoffnung hatte, dass Tengo dorthin zurückkehren würde, konnte sie nicht abdrücken. Diese Möglichkeit hatte sie im letzten Moment davon abgehalten. Ihr war, als habe sich in ihrem Herzen eine Tür geschlossen und eine andere sei aufgegangen. Sanft und geräuschlos. Aomame sicherte die Waffe und legte sie wieder auf den Tisch. Inmitten der Dunkelheit ihrer geschlossenen Lider bemerkte sie ein winziges Etwas, das ein

schwaches Leuchten aussandte, welches nach und nach verlosch. Es glich einem Lichtstäubchen. Aber was es war, wusste sie nicht.

Sie setzte sich aufs Sofa und konzentrierte sich auf die Lektüre von *Unterwegs zu Swann*. Sie bemühte sich, der Geschichte zu folgen und keine anderen Gedanken eindringen zu lassen. Draußen setzte ein kalter Regen ein. Laut dem Wetterbericht im Radio sollte bis zum nächsten Morgen ein ruhiger Dauerregen niedergehen. Eine herbstliche Regenfront hatte sich an der Pazifikküste festgesetzt. War dort hängengeblieben wie jemand, der in seine einsamen Gedanken versunken die Zeit vergisst.

Heute würde Tengo bestimmt nicht kommen. Der ganze Himmel war von einer dicken Wolkenschicht bedeckt und kein Mond zu sehen. Dennoch ging Aomame mit einem Becher heißen Kakao auf den Balkon hinaus, um den Park zu beobachten. Das Fernglas und die Automatik legte sie neben sich. In ständiger Bereitschaft, nötigenfalls sofort aufzuspringen und hinauszurennen, sah sie zu, wie der Regen auf die Rutschbahn trommelte. Denn dies war die einzige sinnvolle Beschäftigung, die sie hatte.

Eines Nachmittags gegen drei Uhr – Aomame war dabei, Tee zu kochen – klingelte es an der Eingangstür. Jemand wollte ins Haus. Selbstverständlich reagierte Aomame nicht. Es war ausgeschlossen, dass jemand zu ihr wollte. Dennoch drehte sie sicherheitshalber das Gas ab und lauschte. Nachdem es drei- oder viermal geläutet hatte, trat wieder Stille ein.

Nach etwa fünf Minuten klingelte es erneut. Diesmal an der Wohnungstür. Die Person hatte sich Einlass verschafft und stand nun vor ihrer Tür. Wahrscheinlich war sie einem Bewohner in den Hausflur gefolgt. Oder hatte irgendwo anders geklingelt und unter einem Vorwand bewirkt, dass man ihr öffnete. Natürlich verhielt Aomame sich absolut still, wie Tamaru ihr es für solche Fälle eingeschärft hatte.

Es klingelte ungefähr zehn Mal. Für einen Hausierer war das zu hartnäckig. Kein Vertreter klingelte öfter als drei Mal. Als Aomame sich weiter still verhielt, begann der ungebetene Besucher, mit der Faust gegen die Tür zu hämmern. Nicht sehr laut, aber gereizt und zornig. »Frau Takai!«, ertönte die kräftige, ein wenig heisere Stimme eines Mannes in mittlerem Alter. »Hallo, Frau Takai. Machen Sie bitte auf.«

Takai war der Name, der am Briefkasten stand.

»Frau Takai, entschuldigen Sie die Störung, aber ich fordere Sie auf, die Tür zu öffnen. Bitte!«

Der Mann wartete auf eine Reaktion. Sobald er merkte, dass sich nichts tat, hämmerte er wieder gegen die Tür. Jetzt etwas stärker.

»Frau Takai, ich weiß, dass Sie da sind. Lassen Sie also die Spielchen, und öffnen Sie die Tür. Sie sind da drin und können mich hören.«

Aomame nahm die Automatik vom Esstisch und entschied sie. Sie wickelte sie in ein kleines Handtuch und hielt sie schussbereit.

Sie hatte keine Ahnung, wer der Mensch war und was er wollte. Aber er war ihr aus irgendeinem Grund feindlich gesinnt und fest entschlossen, sie dazu zu bewegen, die Tür zu öffnen. Was natürlich unter den gegebenen Umständen nicht in Frage kam.

Endlich hörte das Klopfen auf, und wieder gellte die Stimme des Mannes durch den Flur.

»Frau Takai, ich bin gekommen, um Ihre Rundfunkgebühren zu kassieren. Jawohl. Für die Leistungen von NHK. Ich weiß, dass Sie zu Hause sind, auch wenn Sie noch so sehr den Atem anhalten. Ich arbeite schon lange genug in diesem Beruf, um unterscheiden zu können, ob jemand wirklich nicht zu Hause ist oder nur so tut. Auch wenn Sie sich noch so viel Mühe geben, ich spüre, dass Sie da sind. Menschen atmen, ihr Herz schlägt, und ihre Verdauung arbeitet. Frau Takai, Sie befinden sich augenblicklich in Ihrer Wohnung. Und hoffen, dass ich aufgebe und gehe. Sie haben weder die Absicht, mir zu antworten noch die Tür zu öffnen. Weil Sie Ihre Rundfunkgebühren nicht zahlen wollen.«

Der Mann sprach viel lauter als nötig. Er war im ganzen Haus zu hören. Genau das war auch seine Absicht. Er wollte den Angesprochenen in Verlegenheit bringen. Zugleich sollte sein Geschrei den Nachbarn als Mahnung dienen. Natürlich rührte Aomame sich nicht. Sie würde sich auf keinen Fall bemerkbar machen. Sie legte die noch entschiedene Pistole wieder

auf den Tisch. Es war nicht ausgeschlossen, dass irgendwer sich nur als NHK-Kassierer ausgab. Auf ihrem Stuhl im Esszimmer sitzend, starrte sie auf die Wohnungstür.

Gern wäre sie dorthin geschlichen und hätte sich den Mann durch den Spion angeschaut. Aber es war besser, sich nicht unnötig zu bewegen. Irgendwann würde er schon aufgeben und verschwinden.

Aber der Mann schien entschlossen, weiter seine Reden zu schwingen.

»Frau Takai, lassen wir doch das Versteckspiel. Mir macht das auch keinen Spaß. Ich hätte weiß Gott Besseres zu tun. Frau Takai, Sie sehen doch fern. Und alle Menschen, die fernsehen, müssen Rundfunkgebühren an NHK zahlen. Das passt Ihnen vielleicht nicht, aber das Gesetz schreibt es nun mal vor. Schwarz hören und sehen ist Diebstahl an der Allgemeinheit. Frau Takai, Sie wollen doch nicht wegen so etwas als Dieb gelten? Sie leben in einem eleganten, neuen Apartmenthaus und können keine Fernsehgebühren zahlen? Also wirklich! Ist es Ihnen denn gar nicht unangenehm, wenn alle Welt davon erfährt?«

Aomame wusste nicht, wie sie sich unter normalen Umständen verhalten hätte. Im Moment war es jedenfalls nicht wünschenswert, Aufmerksamkeit auf diese Wohnung zu ziehen. Also blieb ihr nichts anderes übrig, als den Atem anzuhalten und zu warten, dass der Mann verschwand.

»Frau Takai, ich bin penetrant und wiederhole mich, aber ich weiß genau, dass Sie da sind und mich hören. Und Sie fragen sich, warum ich so einen Lärm vor Ihrer Wohnung veranstalte. Ja, warum wohl, Frau Takai? Vielleicht, weil ich es nicht mag, wenn jemand so tut, als wäre er nicht zu Hause. Das ist doch wirklich unwürdig! Wäre es nicht besser, mir offen und

ehrlich ins Gesicht zu sagen, dass sie die Gebühren nicht zahlen wollen? Sagen Sie es klipp und klar, dann könnten wir darüber sprechen. Aber sich einfach zu verleugnen! Sich im Dunkeln zu verstecken wie eine armselige Ratte. Und nur herauszukommen, wenn keiner da ist. Das ist doch ein erbärmliches Dasein.«

Der Mann blafft, dachte Aomame. Er kann nicht wissen, dass jemand in der Wohnung ist, er redet einfach ins Blaue hinein. Ich mache keine Geräusche und atme sehr leise. Er zieht diese Nummer immer ab, egal wo. Sein Ziel ist es, die Leute einzuschüchtern. Er will, dass sie lieber ihre Gebühren zahlen, als diesen Kravall vor ihrer Haustür zu erdulden. Wahrscheinlich hat er sogar Erfolg mit seiner Masche.

»Sie finden mich gewiss unsympathisch, Frau Takai. Das liegt auf der Hand. Ja, ich bin ein unangenehmer Mensch. Das weiß ich selbst. Aber, Frau Takai, sympathische Menschen können nicht kassieren. Und warum nicht? Weil es auf der Welt so viele gibt, die partout keine Rundfunkgebühren zahlen wollen. Und wenn man Tag für Tag mit solchen Leute zu tun hat, vergeht einem die Freundlichkeit. Mir wäre es auch lieber, sagen zu können, ›Oh, Sie möchten Ihre Gebühren nicht zahlen? Gut, dann eben nicht. Entschuldigen Sie die Störung‹, und mich freundlich zu verabschieden. Aber das geht nicht. Rundfunkgebühren zu kassieren ist mein Beruf. Außerdem hege ich eine persönliche Abneigung gegen Menschen, die so tun, als seien sie nicht zu Hause.«

An dieser Stelle schwieg der Mann für einen Moment. Dann wieder zehnmaliges Klopfen.

»Frau Takai, wird Ihnen nicht allmählich unbehaglich zumute? Kommen Sie sich nicht selbst wie ein Dieb vor? Denken Sie doch einmal nach. So viel Geld ist das doch gar nicht. Nicht mehr, als Sie in dieser Gegend für ein bescheidenes

Abendessen zahlen müssen. Sobald sie diesen kleinen Betrag bezahlt haben, brauchen Sie sich nicht mehr wie einen Dieb behandeln zu lassen. Ich werde Ihnen keine lautstarken Vorhaltungen mehr machen und nicht mehr hartnäckig an ihre Tür klopfen. Frau Takai, ich weiß, dass Sie sich dort hinter Ihrer Tür verstecken. Sie denken, Sie kommen davon, wenn Sie nur lange genug durchhalten. Ja, verstecken Sie sich nur. Aber irgendwann kriegen wir Sie, und wenn Sie sich noch so still verhalten. Mit solchen Gemeinheiten kommt man nicht ewig durch. Denken Sie doch einmal nach. Menschen in ganz Japan, die viel ärmer sind als Sie, zahlen redlich Monat für Monat ihre Rundfunkgebühren. Das ist doch nicht gerecht.«

Er schlug fünfzehn Mal gegen die Tür. Aomame zählte mit.

»Gut, ich habe verstanden, Frau Takai. Sie sind offenbar sehr stur. Also gut. Für heute trete ich den Rückzug an. Ich kann mich nicht ewig mit Ihnen abgeben. Aber ich komme wieder, Frau Takai. So leicht gebe ich nicht auf. Ich habe nichts übrig für Leute, die so tun, als wären sie nicht zu Hause. Ich komme wieder. Und klopfe so lange an Ihre Tür, bis die ganze Welt es hört. Das verspreche ich Ihnen. Abgemacht? Also dann, bis bald.«

Es waren keine Schritte zu hören. Vielleicht trug er Gummisohlen. Aomame wartete noch fünf Minuten, während derer sie reglos die Tür betrachtete. Im Treppenhaus war es wieder still. Nichts war zu hören. Mutig schlich sie zur Tür und schaute durch den Spion. Niemand zu sehen.

Sie sicherte die Pistole, atmete mehrmals tief durch und wartete, dass ihr Herzschlag sich beruhigte. Schließlich zündete das Gas wieder an und brühte sich einen grünen Tee auf. Sie redete sich ein, dass es nur ein Kassierer von NHK gewesen war. Aber der Tonfall des Mannes hatte etwas so Bösesartiges

und Krankhaftes gehabt. Sie konnte nicht beurteilen, ob er sie persönlich angesprochen hatte oder diese fiktiven Frau Takai. Aber die heisere Stimme und das hartnäckige Klopfen hatten einen gewissen Ekel hinterlassen, so als habe sich ein klebriger Film auf ihre Haut gelegt.

Aomame zog sich aus, stieg unter die heiße Dusche und seifte sich gründlich ab. Nachdem sie frische Kleidung angezogen hatte, fühlte sie sich etwas besser. Das klebrige Gefühl auf ihrer Haut war verschwunden. Sie setzte sich aufs Sofa und trank den restlichen Tee. Sie wollte weiterlesen, konnte sich aber nicht mehr konzentrieren. Noch immer hallten Fetzen von dem, was der Mann gesagt hatte, in ihren Ohren wider.

»Sie denken, Sie kommen davon, wenn Sie nur lange genug durchhalten. Ja, verstecken Sie sich nur. Aber irgendwann kriegen wir Sie, auch wenn Sie sich noch so still verhalten.«

Aomame schüttelte den Kopf. Nein, der Mann hatte geblufft. Mit seinem Geschrei wollte er die Leute nur nervös machen. *Er weiß nicht das Geringste über mich*, dachte sie. *Weder, was ich getan habe, noch warum ich hier bin*. Dennoch war ihr Herzschlag damit nicht zufrieden.

Aber irgendwann kriegen wir Sie, und wenn Sie sich noch so still verhalten.

Irgendwie klangen die Worte, als hätten sie noch eine hintergründige Bedeutung. Vielleicht war auch alles nur ein Zufall, aber es kam ihr so vor, als habe der Mann genau gewusst, wie er sie verunsichern konnte. Aomame gab es auf zu lesen und schloss die Augen.

Tengo, wo bist du?, dachte sie. Dann sagte sie es laut: »Tengo, wo bist du? Finde mich.«